Eugen Sue's sämmtliche Werke.

Die Geheimnisse von Paris.

Fünfter Band.

Zweite, correcte und wohlfeilste Ausgabe.

Leipzig, 1843.

Verlag von Otto Wigand.

Die

Geheimnisse von Paris.

Von

Eugen Sue.

Deutsch

von

Dr. A. Diezmann.

Fünfter Band.

Zweite, correcte und wohlfeilste Ausgabe.

Leipzig, 1843.

Verlag von Otto Wigand.

I.

Herr von St. Remy.

Wir haben das hübsche Gesicht, die außerordentliche Eleganz, die herrliche Tournüre des Herrn von St. Remy geschildert, der den Abend vorher von Arnouville (dem Besitzthum der Herzogin von Lucenay) zurückgekommen war, wo er eine Zuflucht vor den Nachstellungen der Diener vom Handelsgericht, Malicorne und Bourdin, gefunden hatte.

Herr von St. Remy trat geräuschvoll in die Expedition, den Hut auf dem Kopfe, hochmüthig, mit halbgeschlossenen Augen und fragte in wegwerfendem Tone, ohne Jemanden anzusehen:

„Der Notar? Wo ist er?"

„Herr Ferrand arbeitet in seinem Cabinet," sagte der erste Schreiber. „Wenn Sie einen Augenblick verziehen wollen, wird er Sie empfangen können."

„Warten?"

„Aber —"

„Es giebt hier kein Aber. Sagen Sie ihm, der Herr von St. Remy sei da. Ich finde es sonderbar, daß ich bei einem Notar antichambriren soll. — Pfui!! Wie stinkt der Ofen hier!"

„Treten Sie gefälligst in das Nebenzimmer," sagte der erste Schreiber, „ich werde sogleich den Herrn Notar benachrichtigen."

St. Remy zuckte die Achseln und folgte dem ersten Schreiber.

Nach einer Viertelstunde, die ihm sehr lang vorkam und die seinen Verdruß in Zorn umwandelte, wurde Herr von St. Remy in das Cabinet des Notars eingeführt.

Es kann nichts merkwürdigeres geben als den Contrast zwischen diesen beiden Männern, die beide große Menschenkenner und gewohnt waren, im allgemeinen auf den ersten Blick zu errathen, mit wem sie es zu thun hatten.

St. Remy sah den Notar Ferrand zum ersten Male und es fiel ihm der Character dieses bleichen, starren Gesichtes, mit den von großen grünen Brillengläsern verdeckten Augen und dem Kopfe auf, der halb unter einer alten schwarzen seidenen Mütze verschwand.

Der Notar saß vor seinem Schreibtische auf einem ledernen Sessel neben einem verfallenen Kamine voll Asche, in dem einige geschwärzte Brände rauchten. Vorhänge von grünem Baumwollenzeuge, fast ganz zerrissen und an kleinen Eisenstäben festgemacht, verhüllten die untern Fensterscheiben und warfen in dieses an sich schon dunkele Cabinet ein bleiches Licht. Regale von schwarzem Holz mit bezeichneten Mappen, einige Stühle mit gelbem Plüsch, eine Uhr in Mahagonigehäuse, ein gelblicher feuchter und kalter Fußboden, eine gesprungene und mit Spinnweben überzogene Decke, — das war das Allerheiligste des Notars Ferrand.

Der Vicomte hatte noch nicht zwei Schritte in das Cabinet gethan, noch kein Wort gesprochen und schon haßte ihn der Notar, der ihn dem Rufe nach kannte. Zuerst sah er in ihm, so zu sagen, einen Nebenbuhler im Betrügen und dann war ihm an den Leuten die Eleganz, die Grazie und die Jugend zuwider, zumal wenn diese Vorzüge von einem kecken und stolzen Wesen begleitet wurden.

Der Notar affectirte gewöhnlich ein rohes barsches, fast grobes Wesen seinen Clienten gegenüber, welche wegen dieses grob bäuerlichen Benehmens nur um so größere Achtung für ihn fühlten. Jetzt nahm er sich vor, gegen St. Remy doppelt grob zu sein.

Dieser, der Jacob Ferrand nur dem Rufe nach kannte, erwartete in ihm einen gutmüthigen oder lächerlichen Menschen zu finden, da er sich die Leute von sprichwörtlicher Rechtschaffenheit, wie es Jacob Ferrand sein sollte, fast dumm und albern vorzustellen pflegte.

Das Gesicht und die Haltung des Notars erregten dagegen in dem Vicomte ein unbeschreibliches Gefühl, das halb Furcht, halb Haß war, ob er gleich keinen ernsten Grund hatte, ihn zu hassen oder zu fürchten. In Folge seines entschiednen Characters mußte demnach St. Remy mit noch größerer Insolenz als gewöhnlich auftreten. Der Notar behielt seine schwarze

Mütze auf, der Vicomte rührte seinen Hut nicht an und sagte gleich an der Thüre mit schneidender Stimme:

„Es kommt mir sehr seltsam vor, Herr, daß Sie mich hierher bemühen, statt daß Sie bei mir das Geld für die Wechsel abholen lassen, die ich jenem Badinot gegeben habe und um derentwillen er mich verfolgen ließ. Sie sagen allerdings, Sie hätten mir außerdem eine wichtige Mittheilung zu machen, mag sein, aber dazu hätten Sie mich nicht eine Viertelstunde in Ihrem Vorzimmer warten lassen sollen, das schickt sich nicht."

Ferrand verzog keine Miene, beendigte die Rechnung, mit der er sich beschäftigte, wischte bedächtig seine Feder an dem nassen Schwamme ab, der sich an seinem zerbrochnen Schreibzeuge von Steingut befand und richtete sodann sein eiskaltes Gesicht mit der Brille gegen den Vicomte empor. Nachdem er ihn eine Zeit lang angesehen hatte, sagte er mit barscher Stimme zu dem Vicomte:

„Wo ist das Geld?"

Diese kalte Ruhe brachte Herrn von St. Remy noch mehr auf. Er, der Abgott der Damen, den alle Männer beneideten, das Muster der guten Gesellschaft in Paris, der gefürchtete Duellant, machte nicht mehr Eindruck auf den armseligen Notar! Das war unerträglich und sein Stolz empörte sich in ihm, ob er gleich nur mit Ferrand allein war.

„Wo sind die Wechsel?" sagte er eben so kurz und barsch.

Der Notar legte die Spitze eines seiner eisenharten mit rothen Haaren bedeckten Finger, ohne zu antworten, auf ein großes ledernes Portefeuille, das neben ihm lag.

Fest entschlossen, eben so lakonisch zu sein, aber zitternd vor Wuth, zog der Vicomte aus der Tasche seines Rocks ein kleines Büchelchen mit goldnen Verzierungen, nahm vierzig Tausendfrancsbillets heraus und zeigte sie dem Notar.

„Wie viel?" fragte dieser.

„Vierzigtausend Francs!"

„Geben Sie her —"

„Da — machen Sie schnell, wie es Ihr Handwerk ist, bezahlen Sie sich und geben Sie mir die Wechsel," sagte der Vicomte, indem er die Banknoten auf den Tisch warf.

Der Notar nahm sie, hob sie auf, besah sie am Fenster und wendete eine nach der andern mit so außerordentlicher und

so beleidigender Aufmerksamkeit um, daß St. Remy vor Wuth blaß wurde.

Der Notar zuckte, als errathe er die Gedanken des Vicomte, die Achseln, wendete sich halb zu ihm um und sagte in einem unbeschreiblichen Tone:

„Es wäre nicht das erste Mal — daß man —"

St. Remy war einen Augenblick überrascht, fragte aber sogleich:

„Was?"

„Falsche Banknoten sähe," antwortete der Notar, indem er die vor ihm liegenden ferner sorgfältig prüfte.

„Warum machen Sie diese Bemerkung gegen mich?"

Jacob Ferrand hielt einen Augenblick inne und sah den Vicomte starr durch seine grünen Brillengläser hindurch an, dann zuckte er ganz unmerklich die Achseln und prüfte die Noten weiter, ohne ein Wort zu sagen.

„Donnerwetter, Herr Notar, wissen Sie, daß man antwortet, wenn ich frage?" rief Herr von St. Remy, den die Ruhe Ferrand's zum Aeußersten trieb.

„Diese da sind gut —", sagte der Notar, indem er an sein Büreau trat, aus dem er ein kleines Heft Stempelpapiere nahm, an welche zwei Wechsel angeheftet waren; dann legte er eine Tausendfrancsnote und eine Rolle von 300 Frcs. auf diese Papiere und sagte zu St. Remy, indem er auf das Geld und die Papiere zeigte:

„Das bekommen Sie von den 40,000 Frcs. zurück; mein Client hat mir aufgetragen, die Kosten gleich mit zu erheben."

Der Vicomte hatte mit Mühe an sich gehalten, während Ferrand rechnete. Statt ihm zu antworten und das Geld zu nehmen, sprach er mit einer Stimme, die vor Zorn zitterte:

„Ich frage Sie, Herr, warum Sie bei den Noten, die ich Ihnen übergeben habe, bemerkten: man habe falsche gesehen?"

„Warum?"

„Ja."

„Weil ich Sie wegen einer Fälschung hierher beschieden habe."

Und der Notar richtete seine grüne Brille auf den Vicomte.

„Und in wiefern geht diese Fälschung mich an?"

Nach kurzer Pause sagte Ferrand mit trauriger und strenger Miene zu dem Vicomte:

„Kennen Sie die Functionen eines Notars?“

„Diese sind sehr einfach. Ich habe Ihnen eben 40,000 Frcs. gegeben und besitze nun noch 1300.“

„Sie belieben zu scherzen. Ich sage Ihnen, der Notar ist in weltlichen Dingen was der Beichtvater in geistlichen ist. Er kennt seinem Stande nach oft unedle Geheimnisse —“

„Nun, Herr?“

„Er muß oft mit Spitzbuben verkehren.“

„Kommen Sie zum Ziele.“

„Er muß soviel in seinen Kräften steht verhindern, daß ein ehrenvoller Name in den Staub gezogen werde.“

„Was geht alles dies mich an?“

„Ihr Vater hat Ihnen einen geachteten Namen hinterlassen, den Sie entehren —“

„Was wagen Sie zu sagen?“

„Wenn nicht dieser Name allen rechtschaffnen Leuten Achtung einflößte, würden Sie, statt hierher zu mir berufen zu sein, in diesem Augenblicke vor dem Instructionsrichter stehen —“

„Ich begreife Sie nicht.“

„Vor zwei Monaten ließen Sie durch einen Mäkler einen Wechsel discontiren, der von dem Hause Meulaert und C. in Hamburg für William Smith ausgestellt und nach drei Monaten bei dem Bankier Grimaldi in Paris zahlbar war.“

„Nun?“

„Dieser Wechsel ist falsch.“

„Das ist nicht wahr —“

„Der Wechsel ist falsch. Das Haus Meulaert hat nie mit William Smith zu thun gehabt und kennt ihn nicht.“

„Wäre es wahr!“ rief St. Remy ebenso verwundert als entrüstet aus, „dann bin ich schändlich betrogen worden; ich habe das Papier für baares Geld genommen.“

„Von wem?“

„Von William Smith selbst. Das Haus Meulaert ist so bekannt, ich kannte die Rechtlichkeit William Smith's so genau, daß ich den Wechsel als Zahlung für eine Summe angenommen habe, die er mir schuldig war.“

„William Smith hat nie existirt —“

„Herr, Sie beleidigen mich.“

„Seine Unterschrift ist falsch wie alles übrige.“

„Ich sage Ihnen, daß William Smith existirt, aber mein Vertrauen ist offenbar schändlich gemißbraucht worden.“

„Armer junger Mann!“

„Erklären Sie sich näher.“

„Der jetzige Inhaber des Wechsels ist überzeugt, daß Sie der Fälscher sind —“

„Herr!“

„Er behauptet, den Beweis davon zu haben; vorgestern kam er zu mir und ersuchte mich, Sie zu mir bescheiden zu lassen und Ihnen anzutragen, den falschen Wechsel zurück zu nehmen. Bis dahin war alles gut, jetzt steht die Sache aber anders, er verlangt hunderttausend Francs — noch heute, oder morgen Mittag wird die Sache dem königl. Procurator angezeigt.“

„Es ist eine Nichtswürdigkeit.“

„Mehr, es ist eine Albernheit. — Sie sind ruinirt, Sie wurden wegen einer Summe verfolgt, die Sie mir bezahlten und die Sie ich weiß nicht woher erhielten — Das habe ich dem Inhaber des Wechsels erklärt. Er antwortete mir aber, eine gewisse vornehme und sehr reiche Dame würde Sie schon aus der Verlegenheit ziehen.“

„Genug! genug!“

„Wieder eine Nichtswürdigkeit, eine Albernheit! Ich gebe Ihnen Recht.“

„Nun und was will man?“

„Eine unwürdige Handlung ausbeuten. Ich habe mich herbeigelassen, Ihnen den Antrag mitzutheilen, mißbillige ihn aber, wie ihn jeder redliche Mann mißbilligen muß. Jetzt ist es Ihre Sache. Wenn Sie schuldig sind, so wählen Sie zwischen den Assisen und der Brandschatzung, die man Ihnen auferlegt. Ich habe das meinige gethan und werde mich in die schmutzige Sache nicht weiter mischen. Der Inhaber des Wechsels heißt Petit-Jean, Austernhändler, wohnt an der Seine, Quai de Billy, Nr. 16. Verständigen Sie sich mit ihm. Sie sind würdig, mit einander zu unterhandeln — wenn Sie der Fälscher sind, wie er es behauptet.“

Herr von St. Remy war mit kecken Worten und stolz zu dem Notar Jacob Ferrand gekommen. Ob er gleich in seinem

Leben einige schmachvolle Handlungen begangen hatte, so besaß er doch noch einen gewissen Stolz, einen natürlichen Muth, der sich nie verläugnet hatte. Im Anfange hatte er sich begnügt den Notar zu persifliren, da er denselben für einen seiner nicht würdigen Gegner ansah. Als aber Ferrand von dem Falsum sprach, fühlte sich der Vicomte zermalmt und der Notar beherrschte ihn ganz.

Ohne die völlige Selbstbeherrschung, die er besaß, würde er den fürchterlichen Eindruck nicht haben verheimlichen können, den diese unerwartete Entdeckung auf ihn machte, denn sie konnte für ihn unberechenbare Folgen haben, die selbst der Notar nicht ahnete.

Nach einer langen Pause, in der er reiflich nachdachte, ließ er sich herab, der Stolze, Reizbare, den groben Mann zu bitten, der so rücksichtslos die strenge Sprache der Rechtschaffenheit gegen ihn gesprochen hatte.

„Mein Herr, Sie geben mir einen Beweis von Theilnahme, für den ich Ihnen danke; ich bedauere, im Anfange so heftig gewesen zu sein", sagte Herr von St. Remy in herzlichem Tone.

„Ich schenke Ihnen durchaus keine Theilnahme," entgegnete der Notar. „Ihr Vater war ein Mann von Ehre und ich möchte seinen Namen nicht vor den Assisen sehen; das ist alles."

„Ich wiederhole es Ihnen, daß ich der Schändlichkeit nicht fähig bin, deren man mich beschuldiget."

„Sagen Sie dies dem Herrn Petit-Jean."

„Aber ich gestehe, die Abwesenheit des Herrn William Smith, der meinen guten Glauben so unwürdig gemißbraucht hat —"

„Der abscheuliche Smith!"

„Die Abwesenheit des Herrn Smith bringt mich in eine schreckliche Verlegenheit; ich bin unschuldig; man möge mich anklagen, ich werde es beweisen, aber eine solche Anklage brandmarkt einen ehrlichen Mann auf immer."

„Nun?"

„Verwenden Sie die Summe, die ich Ihnen übergeben habe, dazu, um die Person, welche den Wechsel in Händen hat, zum Theil zu entschädigen."

„Das Geld gehört meinem Clienten und ist mir heilig."

„Binnen zwei oder drei Tagen werde ich es zurück erstatten."

„Sie vermögen dies nicht."

„Ich habe Hülfsquellen."

„Wenigstens keine, die Sie — gestehen können. Ihr Mobiliar, Ihre Pferde sind nicht mehr Ihr Eigenthum, wie Sie sagen, — was mir wie ein unwürdiger Betrug vorkommt."

„Sie sind sehr hart. Aber zugegeben, werde ich in einem solchen äußersten Falle nicht Alles zu Geld machen? Da mir es aber unmöglich ist, bis morgen Mittag hunderttausend Francs zu schaffen, so beschwöre ich Sie, verwenden Sie das Geld, das ich Ihnen gegeben habe, dazu, den unglücklichen Wechsel zurückzukaufen. Oder — da Sie so reich sind — schießen Sie mir die Summe vor. Lassen Sie mich nicht in einer solchen Lage."

„Ich soll für Sie für 100,000 Frcs. bürgen? Sind Sie toll?"

„Ich beschwöre Sie, — im Namen meines Vaters, von dem Sie gesprochen, haben Sie die Güte und — "

„Ich bin gütig gegen Die, welche es verdienen," antwortete der Notar; „als ehrlicher Mann hasse ich die Betrüger und ich würde es gar nicht ungern sehen, wenn einer der jungen Männer ohne Ehre und Glauben einmal an den Pranger käme, damit die Andern sich ein Beispiel daran nähmen — Aber ich höre, Ihre Pferde werden ungeduldig, Herr Vicomte," sagte der Notar lächelnd.

In diesem Augenblicke wurde an die Thüre des Cabinets geklopft.

„Wer ist da?" fragte Jacob Ferrand.

„Die Gräfin von Orbigny," sagte der erste Schreiber.

„Ersuchen Sie dieselbe, einen Augenblick zu warten."

„Sie ist die Stiefmutter der Marquise von Harville," sagte Herr von St. Remy.

„Ja, sie hat eine Besprechung mit mir, also — Ihr Diener!"

„Kein Wort davon!" sprach St. Remy in drohendem Tone.

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ein Notar so verschwiegen ist wie ein Beichtvater."

Jacob Ferrand klingelte und der Schreiber erschien.

„Lassen Sie die Frau von Orbigny eintreten." Dann

wendete er sich an den Vicomte mit den Worten: „Nehmen Sie die 1300 Frcs.; es ist doch immer ein Abschlag für Petit-Jean.“

Die Frau von Orbigny (sonst Mad. Roland) trat in dem Augenblicke ein, als Herr von St. Remy ärgerlich darüber hinaus ging, daß er sich vergeblich vor dem Notar gedemüthiget hatte.

„Ah, guten Tag, Herr von St. Remy,“ sagte die Frau von Orbigny zu ihm; „wie lange habe ich nicht das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen —“

„Wirklich, ich habe seit der Verheirathung der Frau von Harville nicht die Ehre gehabt Sie zu sehen,“ antwortete Herr von St. Remy, indem er sich verbeugte und seinen Zügen zugleich einen lächelnden Ausdruck gab. „Sind Sie seitdem immer in der Normandie geblieben?“

„Ach ja; der Herr von Orbigny will jetzt nur auf dem Lande leben, und was er liebt, — liebe ich auch. Sie sehen deshalb in mir eine Frau aus der Provinz, vom Lande; ich bin seit der Verheirathung meiner lieben Stieftochter mit dem vortrefflichen Herrn von Harville nicht in Paris gewesen. — Sehen Sie ihn oft?“

„Harville ist sehr leutescheu, eingezogen und mürrisch geworden, — man sieht ihn sehr selten in Gesellschaft,“ sagte Herr von St. Remy mit einem Anfluge von Ungeduld, denn das Gespräch war für ihn unerträglich, zumal da sich der Notar sehr darüber zu ergötzen schien. Die Stiefmutter der Frau von Harville aber, die über dieses Zusammentreffen mit einem Elegant sich ungemein freute, war nicht die Frau, welche ihre Beute so bald losließ.

„Meine liebe Stieftochter“, fuhr sie fort, „ist aber doch nicht auch so leutescheu?“

„Die Frau von Harville ist sehr beliebt und immer von Anbetern umschwärmt, wie es bei einer hübschen Frau nicht anders sein kann; aber ich fürchte, Ihre kostbare Zeit —“

„Keineswegs, ich versichere Sie. Ich schätze mich glücklich, den elegantesten Mann der eleganten Männer, den König der Mode zu treffen; binnen zehn Minuten werde ich alles wissen, als wenn ich Paris nicht verlassen hätte. — Und der werthe Herr von Lucenay, der mit Ihnen bei der Hochzeit meiner Stieftochter war?“

„Ist origineller als je; er reiste nach dem Oriente und

kommt gerade zu rechter Zeit zurück, um gestern früh einen Degenstoß zu erhalten, der übrigens sehr unschuldig ist."

„Der arme Herzog! Und seine Frau ist noch immer schön und reizend?"

„Sie wissen, daß ich die Ehre habe, einer ihrer besten Freunde zu sein und mein Zeugniß würde demnach verdächtig sein. Haben Sie die Güte, nach Ihrer Rückkehr nach Aubiers mich bei dem Herrn von Orbigny nicht zu vergessen —"

„Er wird sich über Ihr freundliches Andenken sehr freuen, denn er erkundiget sich oft nach Ihnen und Ihren Siegen. — Er versichert mir, Sie erinnerten ihn an den Herzog von Lauzun."

„Schon der Vergleich ist eine Schmeichelei, aber leider wohlwollender als wahr. Leben Sie wohl, gnädige Frau, denn ich wage nicht zu hoffen, daß Sie mir die Ehre erzeigen könnten, mich vor Ihrer Abreise zu empfangen —"

„Es würde mir sehr leid thun, wenn Sie sich zu mir bemühen wollten. Ich habe meine Wohnung nur für ein Paar Tage in einem Hôtel garni genommen; wenn Sie aber diesen Sommer oder Herbst Ihr Weg in unsre Nähe führt, so schenken Sie uns einige Tage, blos damit Sie das Vergnügen haben, den Abstand zwischen unserm Leben und dem Leben der modischen Damen auf ihren Schlössern kennen zu lernen, und um bei armen Landbewohnern von dem glänzenden Leben in den schönen Schlössern auszuruhen, denn da, wo Sie erscheinen, giebt es einen Festtag —"

„Gnädige Frau —"

„Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie glücklich wir uns schätzen würden, Sie bei uns zu sehen, aber leben Sie wohl, Herr Vicomte; ich fürchte, der wohlthätige Wehrwolf da (sie zeigte auf den Notar) verliert bei unserm Geplauder die Geduld —"

„Im Gegentheil, gnädige Frau, im Gegentheil," sagte Ferrand in einem Tone, der die verbissene Wuth St. Remy's verdoppelte.

„Gestehen Sie, daß Herr Ferrand ein schrecklicher Mensch ist," fuhr die Frau von Orbigny fort; „und nehmen Sie sich in Acht; wenn er zum Glück für Sie Ihre Angelegenheiten übernommen hat, wird er Sie gräulich ausschelten, er ist völlig unbarmherzig. — Was sage ich? Er kann Ihr Notar nicht

sein; Sie sind ein Elegant und man weiß, daß er seine Clienten keine Streiche spielen läßt, vielmehr in diesem Falle lieber die Rechnung aufhebt. Ach, er mag nicht aller Welt Notar sein." Dann wendete sie sich an Jacob Ferrand und sagte: „Wissen Sie, Herr Puritaner, daß Sie da eine bewunderns-würdige Bekehrung bewirkt haben — den König der Mode zur Wirthschaftlichkeit zu bringen!"

„Es ist allerdings eine Bekehrung. Der Herr Vicomte verläßt mein Zimmer als ein ganz anderer als er es betrat."

„Ich sage es ja, daß Sie Wunder thun; aber das ist kein Wunder, Sie sind ja ein wahrer Heiliger."

„Sie schmeicheln, gnädige Frau," sagte Jacob Ferrand gelassen.

Herr von St. Remy verbeugte sich tief vor der Frau von Orbigny und in dem Augenblicke, als er den Notar verlassen wollte, versuchte er noch einmal dessen Mitleid zu erregen, indem er leicht hingeworfen, aber in einem Tone sagte, der seine Angst verrieth:

„Sie wollen mir also wirklich nicht bewilligen, um was ich Sie ersuchte, mein lieber Herr Ferrand?"

„Irgend eine Thorheit, eine übermäßige Ausgabe, nicht wahr? Bleiben Sie unerbittlich, Herr Puritaner," sagte die Frau von Orbigny lachend.

„Sie hören es, Herr Vicomte. Ich kann einer so schönen Dame nichts abschlagen."

„Mein lieber Herr Ferrand, ernstlich von ernsten Dingen, und das, was ich meine, ist es ja, sehr. Sie weigern sich entschieden?" fragte der Vicomte mit kaum verheimlichter Angst.

Der Notar war so grausam, daß er sich stellte, als zögere er. Herr von St. Remy hoffte einen Augenblick.

„Wie, Mann von Eisen, Sie geben nach?" sagte lachend die Stiefmutter der Frau von Harville; „auch Sie unterliegen dem Zauber des Unwiderstehlichen?"

„Wahrhaftig, ich stand auf dem Punkte nachzugeben, wie Sie sich ausdrücken, aber Sie nöthigen mich, über meine Schwäche zu erröthen," entgegnete Ferrand. Dann wendete er sich an den Vicomte und sagte zu ihm mit einem Ausdrucke, dessen ganze Bedeutung diesem nicht entging: „ernstlich (und er betonte das Wort), es ist unmöglich. — Ich werde es nicht zugeben, daß Sie einen solchen tollen Streich machen, Herr

Vicomte, ich halte mich für den Vormund meiner Clienten; ich habe keine andere Familie und würde mich für einen Mitschuldigen halten, wenn ich sie solche Thorheiten begehen ließe —"

„Ah, der Puritaner! Sehen Sie den Puritaner!" sagte die Frau von Orbigny.

„Sprechen Sie übrigens mit Herrn Petit-Jean; er wird, ich bin überzeugt, ganz so wie ich denken und Ihnen dasselbe sagen, was ich sage: nein!"

Herr von St. Remy ging in Verzweiflung fort.

Nach kurzem Nachdenken sagte er: es muß sein! und gab seinem Jäger, der den Kutschenschlag offen hielt, den Befehl:

„In das Hôtel Lucenay!"

Während Herr von St. Remy sich zu der Herzogin begiebt, wollen wir den Leser der Unterredung zwischen Ferrand und der Stiefmutter der Frau von Harville beiwohnen lassen.

II.

Das Testament.

Der Leser hat vielleicht die Schilderung vergessen, welche die Frau von Harville von ihrer Stiefmutter entwarf. Wir wiederholen deshalb, daß die Frau von Orbigny eine kleine schmächtige blonde Frau ist mit fast weißen Augenlidern und runden blaßblauen Augen; sie spricht süß; ihr Blick ist heuchlerisch, ihr Benehmen einschmeichelnd und hinterlistig. Wenn man ihr falsches Gesicht studirt, findet man gewiß eine grausame Tücke darin.

„Ein allerliebster junger Mann, der Herr von St. Remy!" sagte die Frau von Orbigny zu Jacob Ferrand, nachdem der Vicomte fort war.

„Allerliebst. Aber wir wollen von unsern Geschäften sprechen. — Sie haben mir aus der Normandie geschrieben, daß Sie mich in wichtigen Angelegenheiten um Rath zu fragen wünschten —"

„Sind Sie nicht immer mein Rath gewesen, seit der gute Doctor Polidori mich an Sie gewiesen hat? — Apropos,

haben Sie Nachricht von ihm?" fragte die Frau von Orbigny, leicht hingeworfen.

„Er hat mir seit seiner Abreise von Paris nicht einmal geschrieben," antwortete der Notar nicht minder gleichgiltig.

Wir müssen hier erwähnen, daß die beiden Personen einander frech belogen. Der Notar hatte vor Kurzem Polidori (einen seiner Mitschuldigen) gesehen und ihm vorgeschlagen, nach Asnières zu den Martials, den Süß-Wasser-Piraten zu gehen, von denen wir sprachen, um dort Louise Morel unter dem Namen Dr. Vincent zu vergiften.

Die Stiefmutter der Frau von Harville kam nach Paris, um auch eine lange geheime Unterredung mit diesem Bösewichte zu haben, der sich seit einiger Zeit unter dem Namen Cäsar Bradamanti versteckte.

„Es handelt sich auch nicht um den guten Doctor," fuhr die Stiefmutter der Frau von Harville fort. „Sie sehen mich in großer Unruhe; mein Mann ist unwohl; seine Gesundheit nimmt von Tage zu Tage mehr ab. Sein Zustand, der allerdings keine ernstliche Besorgnisse erregt, peiniget mich oder peiniget vielmehr ihn selbst," sagte die Frau von Orbigny, die Thränen in ihre Augen zu bringen wußte.

„Wovon handelt es sich?"

„Er spricht fortwährend von letztwilligen Bestimmungen, von einem Testamente —"

Die Frau von Orbigny verhüllte hier ihr Gesicht einige Minuten mit dem Taschentuche.

„Das ist allerdings traurig," entgegnete der Notar, „die Vorsicht an sich hat aber nichts Nachtheiliges. Welche Absichten hat der Herr von Orbigny?"

„Das weiß ich nicht. — Sie können sich denken, daß ich ihn nicht lange davon sprechen lasse, wenn er auf diesen Punkt kommt."

„Hat er Ihnen nichts Bestimmtes gesagt?"

„Ich glaube," entgegnete die Frau von Orbigny mit einem vollkommen ruhigen Gesichte, „ich glaube, er will mir nicht nur alles geben, was er nach dem Gesetze mir geben kann, sondern — Aber sprechen wir lieber nicht davon."

„Wovon sprechen wir?"

„Ach, Sie haben Recht, unbarmherziger Mann! — ich muß gegen meinen Willen auf den traurigen Gegenstand zurück-

kommen, der mich zu Ihnen führt. Der Herr von Orbigny geht in seiner Güte so weit, daß — er einen Theil seines Vermögens veräußern und mir — eine bedeutende Summe schenken will —"

„Aber seine Tochter, — seine Tochter?" fragte Ferrand in strengem Tone. „Ich muß Ihnen erklären, daß der Herr von Harville seit einem Jahre mir die Verwaltung seiner Angelegenheiten anvertraut hat. — Erst vor Kurzem noch habe ich ihm ein herrliches Gut kaufen lassen. — Sie kennen meine Geradheit in Geschäften; es kommt mir wenig darauf an, daß Harville mein Client ist; ich führe nur die Sache der Gerechtigkeit. Will Ihr Gemahl gegen seine Tochter, die Frau von Harville, einen Entschluß fassen, der mir nicht geziemend erscheint, so dürfen Sie auf meine Mitwirkung nicht rechnen, das sage ich Ihnen gerade heraus. Offen und gerade, so ist mein Verhalten immer gewesen."

„Das meinige auch. Ich sage deshalb meinem Manne auch immer, was Sie hier aussprechen: Deine Tochter mag nicht recht gegen Dich gehandelt haben, das ist aber kein Grund, sie zu enterben."

„Sehr wahr. — Und was antwortet er?"

„Er antwortet: „ich werde meiner Tochter 25,000 Frcs. Renten hinterlassen. Sie besitzt von ihrer Mutter über eine Million; ihr Mann hat persönlich ein ungeheures Vermögen, kann ich das Uebrige nicht Dir hinterlassen, meiner lieben Freundin, meiner einzigen Stütze, dem einzigen Troste meines Alters, meinem Schutzengel?" — Ich wiederhole Ihnen diese zu schmeichelhaften Worte," fuhr die Frau von Orbigny mit einem Seufzer der Bescheidenheit fort, „um Ihnen zu beweisen, wie gütig Herr von Orbigny gegen mich ist; trotzdem habe ich aber seine Anerbietungen immer zurückgewiesen und er bat mich endlich zu Ihnen zu gehen."

„Ich kenne ja den Herrn von Orbigny nicht."

„Er kennt wie Jedermann Ihre Rechtschaffenheit."

„Warum wies er Sie an mich?"

„Um meinen Weigerungen und Bedenklichkeiten mit einem Male ein Ende zu machen, sagte er: „ich fordere Dich nicht auf, mit meinem Notar zu sprechen, weil Du glauben könntest, er würde zu sehr in meinem Sinne sich äußern, um mir gefällig zu sein; ich will mich nach dem Ausspruche eines Mannes

richten, dessen strenge Rechtlichkeit sprichwörtlich geworden ist, des Herrn Jacob Ferrand. Glaubt er, es verletze Dein Zartgefühl, wenn Du meine Anerbietungen annimmst, so soll nicht weiter die Rede davon sein." Dem habe ich mich unterworfen," fuhr die Frau von Orbigny fort, „und so sind Sie unser Schiedsrichter geworden." „Billiget er meine Absicht," setzte mein Mann hinzu, „so schicke ich ihm eine Vollmacht, in meinem Namen meine Renten und Papiere zu verkaufen, er behält diese Summe im Depositum und Du wirst nach meinem Tode wenigstens so leben können, wie Du es verdienst."

Ferrand hatte vielleicht noch niemals in gleichem Grade die Nutzbarkeit seiner Brille gefühlt. Hätte er sie nicht getragen, so würde die Frau von Orbigny ohne Zweifel den funkelnden Blick des Notars bemerkt haben, dessen Augen bei dem Worte „Depositum" einen eigenthümlichen Glanz erhielten.

Trotzdem antwortete er in barschem Tone:

„Man könnte die Geduld verlieren! Das ist nun zum zehnten oder elften Male, daß man mich zum Schiedsrichter wählt, immer unter dem Vorwande meiner Rechtschaffenheit. Immer führt man dies Wort im Munde — meine Rechtschaffenheit! — meine Rechtschaffenheit! Ein schöner Vortheil! der mir nur Arbeit, Sorgen und Unannehmlichkeiten bringt."

„Mein lieber Herr Ferrand, sprechen Sie milder. Sie schreiben also an den Herrn von Orbigny? Er wartet nur auf Ihren Brief, um Ihnen seine Vollmacht zu senden — zum Verkaufe — "

„Wieviel ist es ungefähr?"

„Er sprach, glaube ich, von 4 bis 500,000 Frcs."

„Die Summe ist geringer als ich erwartete. — Nun — Sie haben sich für Orbigny aufgeopfert, — seine Tochter ist sehr reich, — Sie haben nichts, — ich kann es wohl billigen; und — ich glaube, Sie dürfen seine Anerbietungen ohne Bedenken annehmen — "

„Wahrhaftig — Sie glauben?" entgegnete die Frau von Orbigny, die sich wie Jedermann durch die sprichwörtliche Rechtschaffenheit des Notars täuschen ließ und über diesen Punkt von Polidori nicht aufgeklärt worden war.

„Sie können annehmen — ," sagte er.

„So werde ich denn annehmen," entgegnete sie mit einem Seufzer.

In diesem Augenblicke klopfte der erste Schreiber an die Thüre.

„Wer ist da?“ fragte Ferrand.

„Die Gräfin Mac Gregor.“

„Lassen Sie dieselbe einen Augenblick warten —“

„Ich verlasse Sie also, mein werther Herr Ferrand,“ sagte die Frau von Orbigny... „Schreiben Sie an meinen Mann, da er es nun einmal wünscht und er wird Ihnen morgen die Vollmacht senden —“

„Ich werde schreiben.“

„Leben Sie wohl, mein würdiger guter Rath —“

„Ach, Sie wissen nicht, wie unangenehm es ist, solche Deposita anzunehmen. Bedenken Sie die Verantwortlichkeit! Ich sage Ihnen, es giebt nichts Schrecklicheres als diesen schönen Ruf von Rechtschaffenheit, der Einem alle Sorgen und Arbeit zuzieht.“

„Und die Bewunderung der guten Menschen.“

„Gott sei Dank, ich suche den Lohn, nach dem ich strebe, nicht hienieden,“ entgegnete Ferrand mit heuchlerischem Blicke.

— — — — — — — — — — — —

Der Frau von Orbigny folgte Sarah Mac Gregor.

III.

Die Gräfin Mac Gregor.

Sarah trat mit ihrer gewöhnlichen Sicherheit und Ruhe in das Cabinet des Notars; Jacob Ferrand kannte sie nicht und wußte nicht, welche Absicht sie zu ihm führte; er beobachtete sie deshalb noch mehr als gewöhnlich, um wo möglich auch sie zu täuschen. Er sah die Gräfin sehr aufmerksam an und bemerkte, trotz der Unveränderlichkeit der Züge dieser Frau mit der marmornen Stirn, ein leichtes Zittern der Augenbrauen, was ihm eine Verlegenheit zu verrathen schien.

Der Notar stand von seinem Sessel auf, rückte einen Stuhl, deutete auf denselben und sagte zu Sarah:

„Sie haben eine Besprechung mit mir gewünscht; gestern war ich zu beschäftiget und ich konnte Ihnen erst diesen Morgen antworten; ich bitte tausend Mal um Verzeihung."

„Ich wünsche wegen einer höchst wichtigen Angelegenheit mit Ihnen zu sprechen und da Sie allgemein für einen höchst rechtschaffenen, gütigen und gefälligen Mann gelten, so hoffe ich auf das Gelingen des Schrittes, den ich versuche."

Der Notar verneigte sich leicht auf seinem Stuhle.

„Ich weiß, daß Ihre Verschwiegenheit erprobt ist..."

„Schuldigkeit, Madame! Schuldigkeit!"

„Sie sind ein unbestechlicher Mann von strengen Grundsätzen."

„Ja."

„Würden Sie aber den Muth haben, eine Weigerung auszusprechen, wenn man Ihnen sagte, es hänge von Ihnen ab, einer unglücklichen Mutter das Leben, ja mehr als das Leben, den Verstand wiederzugeben?"

„Erzählen Sie mir die Sache, wie sie ist und ich werde antworten."

„Vor ungefähr vierzehn Jahren, zu Ende Decembers 1824, kam ein schwarz gekleideter, noch junger Mann zu Ihnen, um Sie zu bitten, 150,000 Frcs. anzunehmen, die für ein Kind von drei Jahren bestimmt sein sollten, dessen Aeltern unbekannt zu bleiben wünschten —"

„Weiter —," sagte der Notar, der dadurch vermied, bejahend zu antworten.

„Sie übernahmen das Geld und versprachen, dem Kinde eine Leibrente von 8000 Frcs. zu sichern; die Hälfte dieser Rente sollte bis zur Mündigkeit des Kindes für dasselbe capitalisirt, die andere Hälfte von Ihnen der Person ausgezahlt werden, welche das Kind, ein Mädchen, erziehen würde."

„Weiter —!"

„Nach drei Jahren," fuhr Sarah fort, die eine leichte Unruhe nicht bergen konnte, „am 28. November 1827 ist dieses Kind gestorben —"

„Ehe wir in diesem Gespräche fortfahren, muß ich fragen, welches Interesse Sie bei dieser Angelegenheit haben."

„Die Mutter dieses kleinen Mädchens ist — meine Schwe-

ster*). Ich habe hier, zum Beweise meiner Behauptung, den Todtenschein des Kindes, den Brief der Person, welche dasselbe erzog und die Obligation eines Ihrer Clienten, bei dem Sie die 50,000 Thlr. angelegt hatten —"

„Lassen Sie diese Papiere sehen —"

Sarah, die sich nicht wenig darüber wunderte, daß man ihren Worten nicht glaubte, nahm aus ihrem Portefeuille mehrere Papiere, die der Notar sorgfältig prüfte.

„Und was wünschen Sie, Madame? Der Todtenschein ist vollkommen in Ordnung und die 50,000 Thlr. sind Herrn Petit-Jean, meinem Clienten, durch den Tod des Kindes zugefallen; das ist bei Leibrenten so und ich habe die Person darauf aufmerksam gemacht, welche mir die Angelegenheit übertrug. Die Rente habe ich bis zu dem Tode des Kindes pünktlich bezahlt."

„Ich erkenne mit Freuden an, daß Sie in dieser Angelegenheit vollkommen redlich verfahren sind. Die Frau, welcher das Kind übergeben war, hat ebenfalls Ansprüche auf unsere Dankbarkeit erworben, da sie meiner armen kleinen Nichte die liebevollste Pflege gewidmet hat."

„Allerdings und ich bin mit dem Verhalten der Frau so wohl zufrieden gewesen, daß ich sie in meinen Dienst nahm, als sie nach dem Tode des Kindes keinen Erwerb hatte. Sie befindet sich noch jetzt bei mir."

„Madame Seraphin befindet sich in Ihrem Hause?"

„Als Wirthschafterin, seit elf Jahren und ich kann sie nur rühmen."

„Wenn dem so ist, so könnte sie uns von großem Nutzen sein, im Falle, daß Sie — ein Gesuch wohlwollend aufnähmen, das Ihnen seltsam, — auf den ersten Blick vielleicht sogar verbrecherisch vorkommen wird. Sobald Sie aber erfahren haben werden, zu welchem Zwecke..."

„Ein verbrecherisches Gesuch, Madame! Ich halte Sie eben so wenig für fähig, ein solches zu stellen, als ich es anzuhören im Stande sein würde."

---

*) Es wird kaum nöthig sein, den Leser daran zu erinnern, daß das Kind, von dem hier gesprochen wird, Marien-Blume ist, die Tochter Rudolph's und Sarah's, und daß die Letztere, wenn sie von einer Schwester spricht, eine Unwahrheit sagt, die, wie man sehen wird, für ihre Pläne nöthig ist. Sarah war übrigens wie Rudolph von dem Tode des Kindes überzeugt.

„Ich weiß, daß Sie die letzte Person sind, an die man sich mit einer solchen Anforderung wenden sollte, aber meine ganze, meine einzige Hoffnung gründet sich auf Ihr Mitleid. — In jedem Falle darf ich wohl auf Ihre Verschwiegenheit rechnen?"

„Ja, Madame —"

„Ich fahre also fort. Der Tod des armen Kindes hat die Mutter so trostlos gemacht, daß ihr Schmerz heute noch so groß ist wie vor elf Jahren und daß wir jetzt für ihren Verstand fürchten, nachdem wir lange für ihr Leben gefürchtet haben."

„Arme Mutter!" sprach Ferrand mit einem Seufzer.

„Ach ja, die arme Mutter ist recht unglücklich, denn zur Zeit, als sie das Kind verlor, mußte sie über die Geburt desselben erröthen, während die Umstände sich jetzt so umgeändert haben, daß meine Schwester, wenn das Kind noch lebte, dasselbe bei sich behalten, es legitimirt sehen und stolz darauf sein könnte. Eben weil dieser endlose Kummer sich mit ihren andern Leiden verbindet, fürchten wir jeden Augenblick die Zerrüttung ihres Verstandes."

„Dagegen ist nun aber leider nichts zu thun."

„Doch, Herr Notar."

„Was, Madame?"

„Nehmen Sie an, man sagte der armen Mutter: „man hat Ihre Tochter für todt gehalten, — es war ein Irrthum, die Frau, welche das Kind pflegte, kann es bestätigen."

„Eine solche Unwahrheit würde grausam sein. Warum der armen Mutter eine eitele Hoffnung vorspiegeln?"

„Wenn es nun aber keine Unwahrheit wäre, oder vielmehr, wenn diese Annahme sich verwirklichen ließe?"

„Durch ein Wunder? Wenn dies dadurch zu bewirken wäre, daß ich mein Gebet mit dem Ihrigen vereinigte, so würde ich inbrünstig beten, glauben Sie mir. Leider ist aber der Todtenschein ganz in Ordnung."

„Ich weiß es, das Kind ist todt und doch wäre das Unglück, wenn Sie wollten, nicht unabänderlich."

„Sie sprechen in Räthseln."

„Ich werde mich deutlicher ausdrücken. Wenn meine Schwester morgen ihre Tochter wiederfindet, so würde sie nicht blos dem Leben wiedergegeben sein, sondern auch die sichere

Hoffnung haben, den Vater dieses Kindes zu heirathen, der jetzt wie sie frei ist. Meine Nichte ist in ihrem sechsten Jahre gestorben. Ihre Aeltern, von denen sie in der frühesten Kindheit getrennt wurde, haben durchaus keine Erinnerung mehr von ihr. Wenn man ein Mädchen von siebzehn Jahren fände — so alt würde meine Nichte jetzt sein — ein Mädchen, wie es deren so viele giebt, das von seinen Aeltern verlassen ist; — wenn man zu meiner Schwester sagte: „Da ist Ihre Tochter, man hat Sie getäuscht; wichtige Interessen verlangten, daß man sie für todt ausgab; die Frau, welche sie erzogen hat, ein achtbarer Notar, werden beweisen, daß sie es ist —"

Jacob Ferrand, der die Gräfin hatte sprechen lassen, ohne sie zu unterbrechen, sprang jetzt auf und sprach im Tone der Entrüstung:

„Genug — genug! Das ist eine Niederträchtigkeit."

„Herr!"

„Mir, mir einen solchen Antrag zu machen! Zum ersten Male in meinem Leben erfahre ich eine solche Schmach, die ich nicht verdient habe, Du weißt es, guter Gott!"

„Aber wem geschieht damit ein Unrecht? Meine Schwester und der Mann, den sie heirathen möchte, sind verwittwet und kinderlos; beide beklagen bitter den Verlust ihres Kindes; täuscht man sie, so macht man sie glücklich und sichert zugleich einem armen, verlassenen Mädchen das glänzendste Geschick. — Es ist also eine edle Handlung, kein Verbrechen —"

„Wahrhaftig," fuhr der Notar mit wachsender Entrüstung fort, „ich bewundere, in wie schöne Farben die abscheulichsten Pläne gekleidet werden können."

„Aber, mein Herr, bedenken Sie —"

„Ich wiederhole, Madame, daß dies eine Niederträchtigkeit ist. Es ist eine Schande, eine Frau von Ihrem Range solche schmachvolle Pläne entwerfen zu sehen, an denen, wie ich hoffe, Ihre Schwester keinen Antheil hat."

„Herr —"

„Genug, Madame, genug! — Ich bin nicht galant und würde Ihnen ohne Umstände harte Wahrheiten sagen —"

Sarah warf aus ihren schwarzen Augen dem Notar durchbohrende Blicke zu und sagte kalt:

„Sie weigern sich also?"

„Fügen Sie keine neue Beleidigung hinzu."

„Sehen Sie sich vor.“

„Drohungen?“

„Drohungen. — Und um Ihnen zu beweisen, daß es keine leeren sein werden, so erfahren Sie zuerst, daß ich keine Schwester habe —“

„Wie, Madame!“

„Ich selbst bin die Mutter jenes Kindes.“

„Sie? —“

„Ich. — Ich wollte auf einem Umwege zu meinem Ziele kommen und ersann eine Fabel, um Sie für die Sache zu gewinnen. — Sie sind unbarmherzig, — ich werfe die Maske ab. — Sie wollen den Krieg, — Sie sollen ihn haben.“

„Krieg? Weil ich mich weigere, an einem verbrecherischen Plane mitzuwirken? Welche Kühnheit!“

„Hören Sie mich an. — Ihr Ruf als redlicher Mann steht fest und ist allgemein bekannt.“

„Weil er verdient ist. — Man muß also den Kopf ganz und gar verloren haben, um mir einen solchen Antrag machen zu können.“

„Ich weiß besser als irgend Jemand, wie mißtrauisch man gegen jenen Ruf von schöner Tugend sein muß, welcher so oft die Galanterie der Frauen und die Spitzbüberei der Männer verhüllt —“

„Sie wollten zu behaupten wagen —“

„Seit dem Beginne unserer Unterredung zweifele ich, — ich weiß nicht warum —, daß Sie die Achtung und das Ansehen verdienen, in welchem Sie stehen —“

„Wahrhaftig, Madame? Dieser Zweifel macht Ihrem Scharfsinne Ehre.“

„Nicht wahr? Denn der Zweifel gründet sich auf Nichtigkeiten, auf den Instinct, auf unerklärliche Ahnungen, die mich aber selten irre geführt haben —“

„Machen wir dieser Besprechung ein Ende —“

„Vorher erfahren Sie noch meinen Vorsatz. — Zuerst sage ich Ihnen, daß ich von dem Tode des armen Kindes überzeugt bin, aber darauf kommt nichts an, ich werde behaupten, daß es nicht todt sei; man vertheidiget ja die unwahrscheinlichsten Dinge. Sie befinden sich jetzt in einer solchen Lage, daß Sie wahrscheinlich von Vielen beneidet werden und sie werden

die Gelegenheit, Sie anzugreifen, für einen Glücksfall halten; diese Gelegenheit werde ich ihnen darbieten —"

„Sie! —"

„Ja, indem ich Sie unter irgend einem absurden Vorwande, z. B. wegen einer Unregelmäßigkeit in dem Todtenscheine, angreife. Ich werde behaupten, meine Tochter sei nicht todt. Da ich das größte Interesse dabei habe, den Glauben zu erregen, sie lebe noch, so wird der Prozeß, wenn er auch verloren wird, dazu dienen, die Sache allgemein bekannt zu machen; eine Mutter, die ihr Kind zurückfordert, ist immer interessant und für mich habe ich Ihre Neider, Ihre Feinde und alle empfänglichen, romanhaften Gemüther —"

„Das ist eben so thöricht als boshaft. Welches Interesse könnte ich gehabt haben, Ihr Kind für todt auszugeben, wenn es noch lebte?"

„Der Beweggrund ist allerdings schwer zu finden; zum Glück giebt es aber Advokaten. Und da fällt mir sogleich ein ganz vortrefflicher ein: Sie haben das Kind verschwinden lassen, um mit Ihrem Clienten die Hälfte der Summe zu theilen, die für das Kind ausgesetzt war."

Der Notar zuckte die Achseln.

„Wenn ich so verbrecherisch gewesen wäre, würde ich das Kind nicht haben verschwinden lassen, sondern ich würde es umgebracht haben."

Sarah erschrak, schwieg einen Augenblick und fuhr dann bitter fort:

„Für einen frommen Mann ist das ein tief bedachter verbrecherischer Gedanke. — Sollte ich zufällig das Richtige getroffen haben? Das zwingt zu ernsterm Nachdenken und ich werde darüber nachdenken. Noch ein Wort! Sie sehen, was für eine Frau ich bin, — ich vernichte unbarmherzig alles, was mich auf meinem Wege hindert. — Ueberlegen Sie sich die Sache wohl, — morgen müssen Sie einen Entschluß gefaßt haben. — Was ich von Ihnen verlange, können Sie ungestraft thun. Der Vater meines Kindes wird in seiner Freude über die Möglichkeit einer solchen Auferstehung nicht besonders nachdenken, wenn unsere Lüge geschickt ersonnen ist, die ihn so glücklich machen soll. Uebrigens giebt es keine andere Beweise von dem Tode unseres Kindes als das, was ich ihm vor elf Jahren geschrieben habe; es wird mir leicht sein, ihn zu

überzeugen, daß ich ihn getäuscht hätte, da ich damals mich über ihn sehr zu beklagen hatte. Ich werde ihm sagen, ich hätte in meinem Schmerze vor seinen Augen das letzte Band zerreißen wollen, das uns noch mit einander vereinigte. Sie können also durchaus nicht compromittirt werden; versichern Sie blos, Sie Mann ohne Tadel, versichern Sie, daß alles zwischen Ihnen, mir und Madame Seraphin verabredet worden sei und man wird Ihnen glauben. Was die 50,000 Thlr. betrifft, so ist das nur meine Sache; sie bleiben Ihrem Clienten ungeschmälert, der von dieser Sache durchaus nichts wissen darf. Ihren Lohn mögen Sie selbst bestimmen."

Jacob Ferrand behielt seine ganze Kaltblütigkeit trotz der Seltsamkeit der für ihn so gefährlichen Lage.

Die Gräfin, die wirklich an den Tod ihrer Tochter glaubte, schlug dem Notar vor, jenes Kind für noch lebend auszugeben, das er selbst vor elf Jahren für todt hatte ausgeben lassen.

Er war zu klug und kannte die Gefahren seiner Stellung zu gut, als daß er die Bedeutung der Drohungen Sarah's nicht hätte ermessen können.

Das Gebäude des Rufes unseres Notars ruhete, obgleich bewundernswürdig und mühsam aufgeführt, nur auf Sand. Das Publikum läßt Jemanden eben so leicht fallen, als es ihn erhebt, da es gern das Recht erlangt, den mit Füßen zu treten, welchen es früher zu den Wolken erhob. Wie waren die Folgen des ersten Angriffs gegen die Rechtschaffenheit Jacob Ferrand's vorauszusehen? So thöricht auch die Anklage war, so konnte doch gerade ihre Kühnheit Mißtrauen erwecken.

Ueberdies erschrak der Notar vor dem Scharfblicke und der Verstocktheit Sarah's. Diese Mutter war, während sie von ihrer Tochter sprach, keinen Augenblick von einer gewissen Rührung ergriffen worden; sie hatte den Tod derselben nur als den Verlust eines Hilfsmittels angesehen. Solche Charactere sind in ihren Plänen und in ihrer Rache unbarmherzig.

Um Zeit zu erhalten zum Nachdenken, wie der gefährliche Streich wohl abzuwenden sei, sagte Ferrand ruhig zu Sarah:

„Sie haben von mir einen Entschluß bis morgen Mittag verlangt; ich gebe Ihnen Zeit bis übermorgen Nachmittag, um einem Plane zu entsagen, dessen Wichtigkeit Sie wohl kaum übersehen. Wenn ich bis dahin von Ihnen keinen Brief erhalten habe, der mir anzeigt, daß Sie von diesem thörichten und

verbrecherischen Unternehmen abstehen, so werden Sie zu Ihrem Nachtheile erfahren, daß die Justiz die ehrlichen Leute zu schützen weiß, welche an verbrecherischen Plänen keinen Antheil nehmen wollen."

„Das heißt, Sie verlangen einen Tag Bedenkzeit mehr? Das ist ein gutes Zeichen und ich bewillige ihn. Uebermorgen, um dieselbe Stunde, werde ich wieder hier erscheinen und es wird blos von Ihnen abhängen, ob Sie Frieden, oder ob Sie Krieg haben wollen; der Krieg wird, ich wiederhole es Ihnen, ein erbitterter, ein rücksichts- und schonungsloser sein."

Sarah ging fort.

— — — — — — — — — — — —

„Alles geht gut," dachte sie bei sich. — „Das Mädchen, für welches sich Rudolph in einer flüchtigen Laune interessirte, das er auf das Gut Bouqueval gebracht hatte, wahrscheinlich um es später zu seiner Maitresse zu machen, ist nicht mehr zu fürchten — Dank der Einäugigen, die mich von ihr befreit hat.

„Die Klugheit Rudolph's hat die Frau von Harville vor der Schlinge bewahrt, in die sie fallen sollte; unmöglich kann sie aber dem neuen Complott entgehen, das ich entwerfe; sie wird dann für Rudolph auf immer verloren sein.

„Traurig, entmuthigt, von jeder Liebe abgesondert, wird er dann in einer Stimmung sein, die nichts Besseres kennt, als sich von einer Lüge täuschen zu lassen, der ich mit Hilfe des Notars ganz den Anschein der Wirklichkeit geben kann. Und der Notar wird mir beistehen, denn ich habe ihn in Furcht gejagt.

„Leicht werde ich ein verwaisetes, interessantes und armes junges Mädchen finden, die, von mir unterrichtet, die Rolle unseres von Rudolph so sehr beklagten Kindes spielt. Ich kenne sein großes, edles Herz. Ja, er wird, um der, welche er für seine Tochter hält, die bis dahin verlassen und unglücklich war, einen Namen und Rang zu geben, unsere Verbindung wieder anknüpfen, die ich für unauflöslich gehalten hatte, — die Prophezeihung meiner Amme wird endlich in Erfüllung gehen und ich werde diesmal sicher das Ziel meines Lebens erreicht haben, — e i n e K r o n e."

— — — — — — — — — — — —

Kaum hatte Sarah das Haus des Notars verlassen, als Herr Karl Robert eintrat, der aus einem höchst eleganten Cabriolet stieg. Er ging als genauer Bekannter sogleich auf das Cabinet Jacob Ferrand's zu.

IV.

Karl Robert.

Der Commandant, wie ihn die Frau Pipelet nannte, trat ohne Umstände bei dem Notar ein, den er sehr verstimmt fand und der grob zu ihm sagte:

„Die Nachmittage sind für meine Clienten bestimmt. — Wenn Sie mit mir sprechen wollen, so kommen Sie Vormittags."

„Mein lieber Gerichtsschreiber (so nannte Herr Robert den Notar scherzweise), es handelt sich erstens um eine wichtige Angelegenheit und dann wollte ich Sie auch selbst wegen der Besorgnisse beruhigen, die Sie hegen konnten —"

„Welche Besorgnisse?"

„Sie wissen also nicht?"

„Was?"

„Mein Duell?"

„Ihr Duell?"

„Mit dem Herzoge von Lucenay. Davon wissen Sie noch nichts?"

„Nein."

„Bah!"

„Und warum dieses Duell?"

„Wegen einer höchst ernsten Sache, welche Blut verlangte. — Denken Sie sich, Lucenay sagte mir auf dem Balle des ***schen Gesandten in das Gesicht, ich hätte die Fettsucht; was doch höchst lächerlich ist."

„Und deshalb schlugen Sie sich mit ihm?"

„Warum sonst sollte man sich schlagen? — Glauben Sie, man könnte es in aller Ruhe mit anhören, wenn Einem Je-

mand sagt, man habe die Fettsucht? Und vor einer reizenden Dame, — vor einer Marquise, die — doch genug, es konnte nicht so hingehen."

„Freilich —"

„Wir Soldaten haben die Hand immer am Degen. — Meine Secundanten besprachen sich vorgestern mit denen des Herzogs. — Ich hatte die Sache sehr scharf gestellt, — entweder ein Duell oder Widerruf."

„Widerruf?"

„Ja, Widerruf der Fettsucht, die er mir zuzuschreiben sich erlaubte."

Der Notar zuckte die Achseln.

„Die Secundanten des Herzogs sagten ihrerseits: Wir lassen dem ehrenwerthen Charakter des Herrn Karl Robert Gerechtigkeit widerfahren, aber widerrufen kann, darf und will der Herzog von Lucenay nicht. — Also, entgegneten meine Secundanten, behauptet der Herzog noch fortwährend, Herr Karl Robert habe die Fettsucht? — Ja, aber er glaubt nicht, dadurch der Achtung des Herrn Robert zu nahe zu treten. — So widerruft er? — Nein, der Herzog von Lucenay erkennt in Herrn Robert einen achtbaren Mann, behauptet aber, derselbe habe die Fettsucht. — Sie sehen, es gab kein Mittel, die so ernste Sache auszugleichen."

„Keines; Sie waren an dem Achtbarsten verletzt, was der Mensch besitzt."

„Nicht wahr? Man vereinigte sich deshalb über Tag und Stunde, und gestern früh wurde in Vincennes die Sache auf das ehrenvollste abgemacht; ich verwundete den Herzog leicht am Arme und die Secundanten erklärten, daß der Ehre nun Genüge geschehen sei. Da sagte der Herzog laut: Vor einem Duelle widerrufe ich nie, — nach dem Duell ist es etwas anderes; Pflicht und Ehre gebieten mir also, zu erklären, daß ich den Herrn Karl Robert fälschlicher Weise beschuldigte, er habe die Fettsucht. Meine Herren, ich erkenne nicht blos an, daß mein loyaler Gegner die Fettsucht nicht hat, ich behaupte sogar, er ist unfähig, sie jemals zu bekommen. Dann reichte er mir herzlich die Hand und sagte: Sind Sie zufrieden? — „Vollkommen!" sagte ich. Ich war ihm dies schuldig. Er hatte alles sehr gut gemacht; er brauchte kein Wort zu sagen oder konnte einfach sagen, ich hätte die Fettsucht nicht; daß er ver-

sicherte, ich würde sie nie bekommen, war ein höchst ehren- und gefühlvolles Verfahren."

„Das nenne ich einen gut angewendeten Muth! — Aber was wünschen Sie?"

„Mein lieber Notenbewahrer (auch ein Scherz des Herrn Robert), es handelt sich um etwas, das für mich von großer Wichtigkeit ist. Sie wissen, daß in unserm Contracte, als ich Ihnen 350,000 Frcs. zur Bezahlung Ihres Amtes vorschoß, vorgesehen ist, ich könnte nach vierteljähriger Kündigung dieses Geld von Ihnen zurücknehmen."

„Nun?"

„Nun," sagte Robert in Verlegenheit, „— ich — nein — aber — weil —"

„Was?"

„Es ist nur ein Einfall — der Wunsch, Grundbesitzer zu werden —"

„So sprechen Sie sich doch deutlich aus!"

„Nun, man hat mir den Ankauf eines Gutes angetragen, und wenn es Ihnen nicht unangenehm ist, so möchte ich, d. h. so wünschte ich mein Geld zurück zu erhalten und ich zeige es Ihnen dem Contracte gemäß an —"

„Ah!"

„Es thut Ihnen nicht Leid?"

„Warum sollte es mir Leid thun?"

„Sie könnten glauben ..."

„Was könnte ich glauben?"

„Ich achtete auf Gerüchte —"

„Welche Gerüchte?"

„Es ist nichts, — Albernheiten."

„Aber so sprechen Sie doch!"

„Es geschieht wahrhaftig nicht, weil man von Ihnen sagt ..."

„Was sagt man?"

„Es ist kein wahres Wort daran, aber die böse Welt versichert, Sie wären, gegen Ihren Willen, in unangenehme Dinge verwickelt ... Es ist eben so wie damals, als man sagte, wir spielten mit einander an der Börse, — das Gerücht verlor sich bald wieder ..."

„Sie halten also Ihr Geld nicht mehr für sicher bei mir?"

„Doch, doch, — aber ich möchte es gern zur Verfügung haben.“

„Warten Sie!“

Herr Ferrand verschloß den Kasten an seinem Schreibtische und stand auf.

„Wohin gehen Sie?“

„Ich will Sie von der Wahrheit der Gerüchte überzeugen, die über den Stand meiner Angelegenheiten umlaufen,“ antwortete der Notar ironisch.

Dann öffnete er die Thüre zu einer kleinen verborgenen Treppe, auf der er in das Hintergebäude gelangen konnte, ohne daß er durch die Schreibstube zu gehen nöthig hatte, und verschwand.

Kaum war er fort, so klopfte der erste Schreiber.

„Herein!“ sagte Karl Robert.

„Ist Herr Ferrand nicht da?“

„Nein.“

„Eine verschleierte Dame wünscht ihn sogleich wegen einer sehr dringenden Angelegenheit zu sprechen.“

„Herr Ferrand wird augenblicklich zurück kommen und ich werde es ihm sagen. Ist die Dame hübsch?“

„Sie trägt einen so dichten Schleier, daß man ihr Gesicht nicht sehen kann.“

„Schon gut. Ich werde ihr Gesicht wohl erblicken. Dem Herrn Ferrand werde ich die Sache sogleich melden.“

Der Schreiber ging wieder fort.

„Wohin ist Ferrand gegangen?“ fragte sich Herr Robert — „Wahrscheinlich will er mir den Status seiner Kasse vorlegen. — Ist das Gerücht falsch, desto besser. — Am Ende ist es doch blos durch böse Zungen in Umlauf gebracht worden; rechtliche Leute wie Jacob Ferrand werden so sehr beneidet. Aber gleichviel, es ist doch besser, ich habe mein Geld, — ich kaufe das Schloß, das man mir angetragen hat; — es hat gothische Thürme aus der Zeit Ludwig's XIV., in Renaissancegeschmack, höchst rococo. — Das giebt mir das Aussehen eines großen Herrn und ich habe etwas davon, mehr wie bei der Heuchlerin Harville. — Es hat mir die Kosten nicht eingebracht, — über **1000** Thlr. hatte ich daran gewendet — Die Meubles bleiben mir freilich und ich kann doch die Marquise compromittiren. Da kommt der Notar wieder.“

Herr Ferrand kam mit einigen Papieren in der Hand zurück, die er dem Herrn Karl Robert übergab.

„Da", sagte er, „sind die 350,000 Frcs. in Schatzscheinen. — Nach einigen Tagen bringen wir unsere Zinsrechnung in Ordnung. — Geben Sie mir jetzt Quittung —"

„Wie!" rief Robert erstaunt aus — „Glauben Sie aber nicht —"

„Ich glaube nichts —"

„Aber —"

„Die Quittung!"

„Lieber Freund —"

„Schreiben Sie und sagen Sie den Leuten, die von meiner Verlegenheit sprechen, auf welche Weise ich auf solche Vermuthungen antworte."

„Ihr Credit wird noch fester stehen, sobald man dies erfährt, — aber nehmen Sie das Geld wieder, ich weiß in diesem Augenblicke nichts damit anzufangen. — Ich sagte, nach drei Monaten —"

„Herr Robert, man mißtraut mir nicht zwei Mal —"

„Sie haben es übel genommen?"

„Die Quittung, die Quittung!"

„Eisensinn!" entgegnete Robert, dann setzte er hinzu, während er die Quittung schrieb: „eine dicht verschleierte Dame wünscht sogleich, sogleich wegen einer höchst dringenden Sache mit Ihnen zu sprechen. — Ich mache mir ein Vergnügen daraus, sie im Vorbeigehen scharf anzusehen. — Da ist Ihre Quittung; ist sie in Ordnung?"

„Vollkommen. — Gehen Sie auf dieser Treppe hinunter —"

„Aber die Dame?"

„Eben damit Sie dieselbe nicht sehen —"

Der Notar klingelte seinem ersten Schreiber und sagte zu ihm:

„Lassen Sie die Dame eintreten. — Adieu, Herr Robert!"

„So muß ich also aufgeben, sie zu sehen. — Ohne Groll, Freund! Glauben Sie mir ..."

„Schon gut!"

Und der Notar schloß die Thüre hinter Karl Robert zu.

Nach einigen Augenblicken führte der erste Schreiber die Herzogin von Lucenay herein, die sehr bescheiden gekleidet war,

einen großen Shawl umgeworfen und das Gesicht durch einen dichten schwarzen Schleier verhüllt hatte, der sich auf ihrem schwarzen Moiréhute befand.

V.

Die Herzogin von Lucenay.

Die Herzogin trat in ziemlicher Verlegenheit langsam an den Schreibtisch des Notars, der ihr einige Schritte entgegenging.

„Wer sind Sie, Madame, und was wünschen Sie von mir?" redete Ferrand sie barsch an, dessen Laune, durch die Drohungen Sarah's schon verdüstert, durch das Mißtrauen Robert's aufs äußerste gereizt worden war. Uebrigens war die Herzogin so bescheiden gekleidet, daß der Notar keinen Grund sah, artig gegen sie zu sein. Da sie nicht sogleich antwortete, fuhr er rauh fort:

„Werden Sie endlich antworten, Madame?"

„Mein Herr," sprach sie mit bewegter Stimme, während sie ihr Gesicht unter den Falten ihres Schleiers zu verbergen suchte, — „kann man Ihnen ein Geheimniß von der größten Wichtigkeit anvertrauen?"

„Mir kann man Alles anvertrauen, Madame, aber ich muß wissen und sehen, mit wem ich spreche."

„Das ist vielleicht nicht nöthig. — Ich weiß, daß Sie ein Mann von Ehre und Rechtlichkeit sind —"

„Zur Sache, Madame, zur Sache! Man wartet hier auf mich. Wer sind Sie?"

„Auf den Namen kommt wenig an. — Einer — meiner Freunde, — meiner Verwandten ist eben von Ihnen fortgegangen —"

„Sein Name?"

„Florestan von St. Remy."

„Ah!" sagte der Notar und er warf einen forschenden Blick auf die Herzogin, dann fuhr er fort:

„Nun, Madame?"

„Herr von St. Remy — hat mir Alles gesagt —"

„Was hat er Ihnen gesagt?"

„Alles."

„Aber was?"

„Mein Gott, Sie wissen es ja —"

„Ich weiß vielerlei von dem Herrn von St. Remy."

„Ach, Herr, etwas Schreckliches!"

„Ich kenne auch viele schreckliche Dinge von dem Herrn von St. Remy."

„Ach, er hat mir es wohl gesagt, daß Sie ein Mann ohne Erbarmen wären —"

„Ja, für Spitzbuben und Fälscher, wie er es ist, bin ich ohne Erbarmen. Dieser St. Remy ist also Ihr Verwandter? Sie sollten sich seiner schämen. Wollen Sie hier weinen, um mich weich zu machen, so wird Ihnen dies nichts nützen, ungerechnet, daß Sie da ein schlechtes Handwerk für eine rechtschaffene Frau treiben, wenn Sie eine solche sind ..."

Diese brutale Grobheit empörte den Stolz und das Patrizierblut der Herzogin. Sie richtete sich empor, schlug den Schleier zurück und sagte in stolzer Haltung, mit gebieterischem Blicke und fester Stimme:

„Mein Herr, ich bin die Herzogin von Lucenay."

Die Frau nahm ein so vornehmes Wesen an, ihr Aussehen wurde so imposant, daß der Notar demüthig und entzückt zurücktrat, unwillkührlich die schwarze seidene Mütze abnahm und sich tief verbeugte. Es gab wirklich nichts Anmuthigeres, nichts Stolzeres, als das Gesicht und die Figur der Herzogin von Lucenay. Zwar war sie über ihr dreißigstes Jahr hinaus und hatte ein bleiches, etwas angegriffenes Gesicht, aber sie besaß auch große braune funkelnde und kecke Augen, herrliches schwarzes Haar, eine fein gebogene Nase, rothe spöttische Lippen, einen glänzenden Teint, blendende Zähne, eine hohe, schlanke, noble Gestalt und einen Gang „wie eine Göttin, die über die Wolken schreitet", wie der unsterbliche Saint Simon sagt.

Gepudert und in dem Anzuge des achtzehnten Jahrhunderts würde die Herzogin von Lucenay vollkommen den kecken Herzoginnen der Regentschaft geglichen haben, welche bei ihren zahlreichen Liebschaften eben so viel Kühnheit, Leichtsinn und verführerische Gutmüthigkeit kund gaben und sich einander von

Zeit zu Zeit ihrer Verirrungen mit solcher naiven Offenherzigkeit beschuldigten, daß selbst die strengsten Rigoristen lächelnd sagten: „sie ist freilich sehr leichtfertig, sie hat gefehlt, aber sie ist so gutmüthig, so reizend, sie liebt ihre Liebhaber so hingebend, so leidenschaftlich, so treu — so lange sie dieselben liebt — daß man ihr nicht zürnen kann. Und übrigens bringt sie ja nur sich selbst — Schaden und macht so viele glücklich!"

Bis auf den Puder und die Reifröcke, war so die Herzogin von Lucenay, wenn ihr Gemüth nicht von düstern Gedanken getrübt wurde.

Als schüchterne Bürgersfrau war sie zu dem Notar eingetreten, plötzlich zeigte sie sich als stolze, gereizte, vornehme Dame. Niemals hatte Jacob Ferrand eine Frau von so herausfordernder Schönheit, von so edler und zu gleicher Zeit so kecker Haltung gesehen.

Das etwas angegriffene Gesicht der Herzogin, ihre schönen Augen mit den kaum bemerklichen blauen Ringen und ihre weitgeöffneten rosenrothen Nasenlöcher verriethen eine jener feurigen Naturen, welche von den nicht sehr platonischen Männern so heiß und begeistert verehrt werden. Jacob Ferrand war, obgleich alt, häßlich, gemein und schmutzig, eben so fähig wie ein anderer, die Art der Schönheit der Herzogin zu würdigen.

Sein Haß und Zorn gegen St. Remy wurden durch die Bewunderung gesteigert, welche ihm dessen stolze und schöne Geliebte einflößte. Jacob Ferrand sagte sich entrüstet, jener Fälscher St. Remy, den er fast gezwungen, vor ihm auf die Kniee niederzufallen, als er ihm mit den Assisen drohete, flöße dieser Dame so große Liebe ein, daß sie für ihn einen Schritt wagte, der sie in das Verderben stürzen konnte. Diese Gedanken richteten den einen Augenblick gelähmten Muth des Notars wieder auf. Der Haß, der Neid, eine gewisse Rachsucht flammten in seinem Auge und entzündeten auf seiner Stirn die Gluth der schlechtesten, der schmachvollsten Leidenschaften.

Er erwartete von der Herzogin bei einer so delicaten Sache vorsichtige Umwege; wie erstaunte er also, als sie so bestimmt und stolz sprach, als hätte es sich von der natürlichsten Sache in der Welt gehandelt, als brauche sie vor einem Manne seiner Art sich um Rücksichten der Schicklichkeit gar nicht zu kümmern, die sie vor ihresgleichen gewiß nicht aus den Augen gesetzt haben würde.

Die beleidigende Grobheit des Notars hatte sie empfindlich verletzt und genöthigt, aus der demuthsvollen und bittenden Rolle herauszutreten, die sie anfangs angenommen hatte. Da sie nun einmal in ihrem eigentlichen Charakter erschien, hielt sie es unter ihrer Würde, vor dem Actenschmierer irgend etwas zu verheimlichen.

Die Herzogin von Lucenay war geistreich und edelsinnig, gutmüthig und aufopfernd, trotz ihrer Fehler, aber die Tochter einer Mutter, die durch ihre empörende Unsittlichkeit selbst das edle und heilige Unglück der Auswanderung entwürdiget hatte, und sie hätte in ihrer naiven Verachtung gegen gewisse Geschlechter wie jene römische Kaiserin sagen können, die vor den Augen eines Sclaven in das Bad stieg: „er ist kein Mann."

„Herr Notar," sagte die Herzogin von Lucenay entschlossen zu Jacob Ferrand, „Herr von St. Remy ist mein Freund; er hat mir die Verlegenheit mitgetheilt, in der er sich einer doppelten Betrügerei wegen befindet, deren Opfer er ist. — Durch Geld läßt sich Alles ausgleichen; wie groß ist die Summe, durch welche diesen Erbärmlichkeiten ein Ende zu machen ist?"

Jacob Ferrand stand verblüfft da vor dieser cavalieren Art, eine Geschäftssache zu behandeln.

„Man verlangt **100,000** Frcs.," entgegnete er in mürrischem Tone, nachdem er von seinem Staunen sich erholt hatte.

„Sie sollen die **100,000** Frcs. haben und Sie werden die schlechten Papiere sofort an Herrn von St. Remy senden."

„Wo sind die **100,000** Frcs., Frau Herzogin?"

„Habe ich nicht gesagt, daß Sie dieselben erhalten sollen?"

„Ich brauche sie morgen vor Mittag; wenn nicht, so wird die Klage auf Fälschung angestellt."

„Nun wohl, geben Sie diese Summe, ich werde sie bezahlen —"

„Es ist nicht möglich —"

„Sie werden doch nicht behaupten wollen, ein Notar wie Sie könne von heute bis morgen nicht **100,000** Frcs. auftreiben?"

„Unter welcher Garantie?"

„Was heißt das? Erklären Sie sich."

„Wer bürgt mir für diese Summe?"

„Ich —"

„Aber —"

„Brauche ich Ihnen zu sagen, daß ich vier Stunden von Paris ein Gut besitze, das mir 80,000 Liv. einträgt? Das genügt, glaube ich, für das, was Sie Garantieen nennen."

„Ja, bei hypothekarischer Verschreibung."

„Was bedeutet dieses Wort? Irgend eine Formalität ohne Zweifel. — Ich habe nichts dagegen —"

„Eine solche Urkunde kann vor vierzehn Tagen nicht ausgestellt werden und es gehört dazu die Einwilligung Ihres Gemahls —"

„Jenes Gut ist mein, mein alleiniges Eigenthum," entgegnete die Herzogin ungeduldig.

„Gleichviel; Sie sind verheirathet und die Hypothekenscheine sind sehr lang und sehr genau."

„Noch einmal, Sie werden mir nicht einreden wollen, es sei so schwer, binnen zwei Stunden 100,000 Frcs. herbeizuschaffen."

„So wenden Sie sich an Ihren gewöhnlichen Notar, an Ihren Intendanten. — Mir ist es nicht möglich."

„Ich habe Gründe, dies geheim zu halten," sagte die Herzogin stolz. „Sie kennen die Spitzbuben, welche St. Remy brandschatzen wollen; deshalb wende ich mich an Sie —"

„Ihr Vertrauen ehrt mich ungemein, aber ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen."

„Sie haben diese Summe nicht?"

„Ich habe weit mehr als diese Summe in Banknoten und in schönem gutem Gelde hier in meiner Kasse."

„Nun, warum also so viele Worte? Wünschen Sie meine Unterschrift? Ich gebe sie; — schnell, damit die Sache zu Ende kommt."

„Auch angenommen, Sie wären die Frau Herzogin von Lucenay —"

„Kommen Sie in einer Stunde in das Hôtel Lucenay. Ich werde in meiner Wohnung unterzeichnen, was zu unterzeichnen ist."

„Wird der Herr Herzog auch unterschreiben?"

„Ich begreife Sie nicht, Herr —"

„Ihre Unterschrift allein hat für mich keinen Werth."

Jacob Ferrand weidete sich an der schmerzlichen, peinlichen Ungeduld der Herzogin, die unter der Maske von Kaltblütigkeit eine schmerzliche Angst verbarg.

Für den Augenblick wußte sie nicht mehr, woher sie Geld erhalten sollte. Am Tage vorher hatte ihr ihr Juwelier eine bedeutende Summe auf ihre Juwelen vorgeschossen, von denen einige dem Steinschneider Morel anvertraut worden waren. Mit dieser Summe hatte St. Remy die Wechsel bezahlt, um andere Gläubiger zu entwaffnen; Dubreuil, der Pachter von Arnouville, hatte das Pachtgeld bereits auf mehr als ein Jahr voraus bezahlt und übrigens drängte auch die Zeit; unglücklicher Weise befanden sich ferner zwei Freunde der Herzogin, an die sie sich im Nothfalle hätte wenden können, gerade nicht in Paris. In ihren Augen war der Vicomte an der Fälschung unschuldig; er hatte gesagt, er sei von zwei Betrügern hintergangen worden; sie glaubte ihm; seine Lage war aber nichts desto weniger schrecklich. Er angeklagt, in das Gefängniß geschleppt! Selbst wenn er entfloh, mußte sein Name durch eine solche Vermuthung gebrandmarkt werden.

Die Herzogin zitterte bei diesen schrecklichen Worten. Sie liebte leidenschaftlich den so schlechten und doch so schönen Mann, sie liebte ihn mit der Leidenschaft, die Frauen ihres Charakters und ihrer Organisation gewöhnlich fühlen, wenn die erste Jugendblüte abgefallen ist und wenn sie das reifere Alter erreicht haben.

Jacob Ferrand beobachtete aufmerksam jede Bewegung in den Zügen der Herzogin, die ihm jeden Augenblick schöner und reizender erschien; er empfand ein gewisses Vergnügen, durch seine Weigerung die Frau zu peinigen, die nur Widerwillen und Verachtung für ihn fühlen konnte.

Diese vermochte es lange nicht, dem Notar ein Wort zu sagen, das einer Bitte gleiche; da sie aber die Nutzlosigkeit aller andern Versuche erkannte und der Mann doch allein St. Remy retten konnte, so fuhr sie fort:

„Da Sie die Summe besitzen, um die ich Sie ersuche, und da meine Bürgschaft doch wohl hinreichend ist, warum wollen Sie mir das Geld nicht geben?"

„Weil die Männer ihre Launen haben wie die Frauen."

„Worin besteht diese Laune? Warum handeln Sie gegen Ihr Interesse? Ich wiederhole es, stellen Sie die Bedingungen selbst, ich nehme sie an, wie sie auch lauten mögen."

„Sie würden jede Bedingung annehmen?" fragte der Notar mit einem seltsamen Ausdrucke.

„Jede; — zwei-, drei-, viertausend Frcs., mehr noch, wenn Sie es wollen, denn ich sage Ihnen,“ setzte die Herzogin aufrichtig in fast liebevollem Tone hinzu, „Sie sind meine letzte und einzige Hilfe. — Es würde mir unmöglich sein, anderswo das, was ich suche, bis morgen zu finden und ich muß es haben, hören Sie! ich muß es durchaus haben. Ich wiederhole es also, welche Bedingung Sie auch stellen, ich nehme sie an und werde nichts schonen, nichts —“

Der Athem des Notars stockte, die Adern an seinen Schläfen klopften, seine Stirn wurde purpurroth; zum Glück verdeckten die grünen Brillengläser die unreine Flamme seiner Blicke; eine glühende Wolke lagerte sich über den sonst so klaren und kalten Verstand des Notars; er deutete in seiner Verblendung die letzten Worte der Herzogin auf eine unwürdige Weise, er sah durch seinen verdunkelten Verstand hindurch eine kecke Frau vor sich, wie es manche Frauen an dem alten Hofe waren, eine Frau, welche durch die Besorgniß, ihren Geliebten entehrt zu sehen, zum Aeußersten gebracht war und, um ihn zu retten, auch die schmachvollsten Opfer bringen wollte. Der Gedanke war eben so dumm als abscheulich, aber wir haben es schon einmal gesagt, bisweilen wurde Jacob Ferrand ein wahrer Tiger und dann herrschte das Thier in ihm vor.

Er stand rasch auf und trat zu der Herzogin von Lucenay.

Diese stand bestürzt ebenfalls auf und sah ihn erstaunt an.

„Sie werden nichts scheuen?“ rief er mit bebender Stimme, indem er sich der Herzogin noch mehr näherte. „Nun wohl, ich will Ihnen diese Summe unter einer Bedingung, einer einzigen Bedingung leihen und ich schwöre Ihnen, daß —“

Er konnte seine Erklärung nicht beendigen.

In Folge eines der seltsamen Widersprüche in der menschlichen Natur brach die Herzogin von Lucenay bei dem Anblicke der häßlich entflammten Züge Ferrand's, an denen sie die verliebten Gedanken desselben errieth, trotz ihrer Angst und Besorgniß in ein so schallendes Gelächter aus, daß der Notar entsetzt zurückprallte.

Ohne ihm Zeit zu lassen, ein Wort zu sprechen, überließ sich die Herzogin ihrer Heiterkeit mehr und mehr, schlug den Schleier wieder über das Gesicht und sagte unter wiederholtem Lachen zu dem Notar, der vor Haß, Wuth und Zorn seiner kaum noch mächtig war:

„In diesem Falle will ich doch noch lieber meinen Mann offen um diese Gefälligkeit angehen."

Dann schritt sie unter fortwährendem Lachen hinaus, das der Notar noch hörte, als die Thüre schon geschlossen war.

Jacob Ferrand besann sich nur, um seine Unvorsichtigkeit zu verfluchen. Indessen beruhigte er sich allmälig durch den Gedanken, daß die Herzogin von diesem Abenteuer nicht sprechen könne, ohne sich selbst schwer zu compromittiren. Der Tag war trotzdem ein schlimmer für ihn und er saß in finstern Gedanken da, als die geheime Thüre seines Cabinets geöffnet wurde und Madame Seraphin ängstlich eintrat.

„Ach, Ferrand!" rief sie aus, während sie die Hände faltete, „Sie hatten wohl Recht, als Sie sagten, wir würden eines Tages Alle unglücklich werden, weil wir sie am Leben gelassen."

„Wen?"

„Das verwünschte kleine Mädchen."

„Wie so?"

„Eine einäugige Frau, die ich nicht kannte und der Tournemine die Kleine vor elf Jahren übergeben hatte, um sie uns abzunehmen, als man sie für todt ausgab. — Ach, mein Gott! Wer hätte das geglaubt!"

„So rede doch!"

„Diese einäugige Frau kam zu mir. — Sie war eben unten und sagte mir, sie wisse, daß ich ihr das Kind übergeben hätte —"

„Verflucht! Wer konnte ihr das sagen! — Tournemine ist auf den Galeeren —"

„Ich habe alles geläugnet und die Einäugige als Lügnerin behandelt. — Aber sie behauptet, sie habe die Kleine wiedergefunden, die jetzt groß geworden, sie wisse, wo sie sei, und daß es nur auf sie ankomme, alles zu entdecken, alles anzuzeigen."

„Ist denn die Hölle heute gegen mich losgelassen!" rief der Notar in einem Wuthanfalle aus, der ihn häßlich machte.

„Aber, mein Gott, was soll ich dieser Frau sagen? was ihr versprechen, um sie zum Schweigen zu bringen?"

„Sieht sie wohlhabend aus?"

„Als ich sie als Bettlerin behandelte, schüttelte sie ihren Strickbeutel und ich hörte Geld darin klingen."

„Sie weiß, wo das Mädchen jetzt ist?"

„Sie behauptet, es zu wissen.“

„Und das Kind ist die Tochter der Gräfin Sarah Mac Gregor!“ dachte der Notar bei sich. — „Eben bot diese mir viel, damit ich sagen möchte, das Kind sei nicht gestorben. Das Kind lebt, — ich könnte es ihr zurück geben, — ja — aber der falsche Todtenschein! Wenn man eine Untersuchung anstellt, bin ich verloren. — Dieses Verbrechen kann auf die Spur anderer führen —“

Nach einer Pause sagte er zu Madame Seraphin:

„Die Einäugige weiß also, wo das Mädchen ist?“

„Ja.“

„Und sie will wiederkommen?“

„Morgen.“

„Schreibe an Polidori, er solle mich heute Abend um neun Uhr besuchen.“

„Wollen Sie das junge Mädchen und — die Alte aus dem Wege schaffen? Das wäre viel auf einmal, Ferrand.“

„Ich sage Dir, schreibe an Polidori, er solle mich heute Abend um neun Uhr besuchen.“

— — — — — — — — — — — —

Am Ende dieses Tages sagte Rudolph zu Murph, der nicht vor den Notar hatte kommen können:

„Der Herr von Graun soll sofort einen Courrier absenden. Cecily muß binnen sechs Tagen in Paris sein.“

„Doch noch dieses teuflische Weib, die abscheuwürdige Frau des armen David, die so schön als boshaft ist, wozu, Hoheit?“

„Wozu, Sir Walter Murph? Nach einem Monate fragen Sie den Notar Jacob Ferrand.“

VI.

Die Anklage.

An dem Tage, an welchem Marie durch die Eule und den Schulmeister geraubt worden, war gegen zehn Uhr Abends ein Reiter in Bouqueval angekommen, der, wie er sagte, von

Rudolph kam, um Madame Georges über das Verschwinden ihrer jungen Schutzempfohlnen zu beruhigen, die ihr sehr bald wieder zugeführt werden würde. Aus mehrern sehr wichtigen Gründen, setzte dieser Mann hinzu, ersuche Herr Rudolph Madame Georges, für den Fall, daß sie ihm etwas mitzutheilen habe, ihm nicht nach Paris zu schreiben, sondern dem Boten einen Brief mitzugeben.

Dieser Bote war von Sarah abgeschickt.

Durch diese List beruhigte sie Madame Georges und verzögerte zu gleicher Zeit um einige Tage den Augenblick, in welchem Rudolph den Raub der Schallerin erfahren mußte.

In der Zwischenzeit hoffte Sarah den Notar Jacob Ferrand zu zwingen, den unwürdigen Betrug, den wir erwähnt haben, zu begünstigen.

Das war aber noch nicht alles.

Sarah wollte sich auch der Frau von Harville entledigen, die ihr ernste Besorgnisse einflößte und die sie, ohne die Geistesgegenwart Rudolph's, bereits in das Unglück gestürzt haben würde.

An dem Tage nach jenem, an welchem der Marquis seiner Frau in das Haus in der Rue du Temple gefolgt war, begab sich Tom dahin, der die Frau Pipelet leicht zum Erzählen brachte und erfuhr, eine junge Dame, die beinahe von ihrem Manne überrascht worden, wäre durch die Klugheit eines Abmiethers, Namens Rudolph, gerettet worden.

Nachdem Sarah von diesem Umstande unterrichtet wa und da sie keinen materiellen Beweis von den Zusammenkünften hatte, welche Clemence dem Herrn Karl Robert bewilliget, entwarf sie einen andern boshaften Plan, der darin bestand, nachstehendes anonymes Schreiben an den Herrn von Harville zu schicken, um einen vollständigen Bruch zwischen Rudolph und dem Marquis herbeizuführen oder wenigstens in der Seele des Letztern einen so starken Argwohn zu wecken, daß er seiner Frau verbiete, Besuche des Fürsten anzunehmen.

Dieser Brief lautete also:

„Man hat Sie unwürdig hintergangen. Ihre Frau, die „davon benachrichtiget war, daß Sie ihr folgten, ersann einen „Wohlthätigkeitsbesuch; sie ging aber zu einer Zusammenkunft „mit einer sehr hochgestellten Person, die in dem Hause „in der Rue du Temple unter dem Namen Rudolph ein Zim-

„mer im vierten Stock gemiethet hat. Wenn Sie dies bezweifeln, da es allerdings sehr seltsam klingt, so gehen Sie in das „Haus Nr. 17 in der Rue du Temple und erkundigen Sie „sich; beschreiben Sie die hochgestellte Person, die man „meint, und Sie werden leicht finden, daß Sie der leichtgläubigste und gutmüthigste Ehemann sind, der jemals hintergangen worden ist. Mißachten Sie diese Warnung nicht, wenn „man nicht glauben soll, daß Sie ein zu eifriger Fürstenfreund sind."

Dieser Brief wurde durch Sarah Abends um fünf Uhr an dem Tage ihrer Unterredung mit dem Notar zur Post gegeben.

An demselben Tage, nachdem Rudolph dem Herrn von Graun empfohlen hatte, die Ankunft Cecily's in Paris so sehr als möglich zu beschleunigen, ging er Abends aus, um der Gemahlin des Gesandten *** einen Besuch zu machen; dann wollte er sich zu der Frau von Harville begeben, um ihr anzuzeigen, daß er eine Mildthätigkeits-Intrigue ausfindig gemacht habe.

Wir werden den Leser zu der Frau von Harville führen. Aus der folgenden Unterredung wird man ersehen, daß die junge Frau bereits den edeln Rath Rudolph's befolgte, indem sie sich mild und mitleidig gegen ihren Mann zeigte, den sie bis dahin ungemein kalt behandelt hatte.

Der Marquis und seine Frau standen eben vom Tisch auf; die Scene spielte in dem kleinen Saale, den wir bereits erwähnt haben; der Ausdruck der Züge Clemence's war sanft und liebevoll und auch Harville sah minder traurig aus als gewöhnlich.

Er hatte den neuen schändlichen anonymen Brief Sarah's noch nicht erhalten.

„Was thust Du heute Abend?" fragte er seine Frau.

„Ich werde nicht ausgehen. Und Du?"

„Ich weiß es nicht," antwortete er mit einem Seufzer; „die Gesellschaft ist mir unerträglich. Ich werde den Abend, wie so viele andere, allein verbringen."

„Warum allein, — da ich nicht ausgehe?"

Herr von Harville sah seine Frau überrascht an.

„Aber —"

„Nun?"

„Ich weiß, daß Du es oft vorziehst, allein zu sein, wenn Du nicht ausgehst —“

„Ja, da ich aber sehr veränderlich bin,“ sagte Clemence lächelnd, „so würde ich heute Abend meine Einsamkeit gern mit Dir theilen, — wenn Dir es angenehm ist.“

„Wahrhaftig?“ fragte Harville bewegt. „Wie liebenswürdig, einem Wunsche entgegenzukommen, den ich nicht auszusprechen wagte!“

„Weißt Du, daß Deine Verwunderung fast wie ein Vorwurf aussieht?“

„Wie ein Vorwurf? Ach nein, nein; aber nach meinem ungegründeten Verdachte von letzthin Dich so wohlwollend zu finden, ist allerdings, ich gestehe es, eine Ueberraschung für mich, freilich die angenehmste.“

„Vergessen wir die Vergangenheit,“ sagte sie mit einem himmlisch süßen Lächeln zu ihrem Manne.

„Clemence, könntest Du es je?“ antwortete er traurig; „habe ich es nicht gewagt, Mißtrauen zu hegen? Und was ist dies gegen ein anderes noch größeres Unrecht, das nicht wieder gut zu machen ist?“

„Vergessen wir die Vergangenheit, sage ich,“ wiederholte Clemence, die ein peinliches Gefühl niederkämpfte.

„Was höre ich? — Auch diese Vergangenheit könntest Du vergessen?“

„Ich hoffe es.“

„Wirklich, Clemence, Du könntest so edelsinnig sein? Aber nein, nein, ich kann an ein so großes Glück nicht glaube ich hatte ihm bereits auf immer entsagt.“

„Daran thatest Du Unrecht, wie Du siehst.“

„Welche Veränderung! Mein Gott, träume ich denn? Ach sage es mir, daß ich mich nicht täusche.“

„Nein, Du täuschest Dich nicht.“

„Wahrhaftig, Dein Blick ist minder kalt, Deine Stimme fast bewegt. — Sag, ist es wirklich wahr? Bin ich nicht das Spielzeug einer Täuschung?“

„Nein, denn auch ich bedarf der Verzeihung.“

„Du?“

„Bin ich nicht oft hart, vielleicht grausam gegen Dich gewesen? Hätte ich mir nicht sagen sollen, daß Du nur bei seltenem Muthe, bei einer übermenschlichen Tugend hättest anders

handeln können, als Du gehandelt hast? Da Du allein und unglücklich dastandest, wie konntest Du dem Wunsche widerstehen, Trost in der Ehe zu suchen? Ach, wenn man leidet, glaubt man so gern an den Edelmuth Anderer! Dein Unrecht bestand bisher nur darin, daß Du auf den meinigen rechnetest. — Von nun an werde ich mich bemühen, Deinen Erwartungen zu entsprechen."

„Ach, sprich, sprich noch weiter," sagte Harville mit gefaltenen Händen in einer Art Begeisterung.

„Unser Leben ist nun einmal verbunden. Ich werde alles aufbieten, um Dir das Deinige so wenig unangenehm als möglich zu machen."

„Mein Gott! Mein Gott! Höre ich wirklich meine Clemence sprechen?"

„Ich bitte Dich, verwundere Dich nicht so sehr, Du thust mir weh, — es ist ein bitterer Tadel meines frühern Verhaltens. Wer sollte Dich beklagen, wer Dir eine tröstende, helfende Hand reichen, wenn ich es nicht thun wollte? Der gute Geist ist über mich gekommen, ich habe über die Vergangenheit und Zukunft ernstlich nachgedacht, ich habe mein Unrecht erkannt und, wie ich glaube, das Mittel gefunden, wieder gut zu machen."

„Dein Unrecht, arme Frau?"

„Ja, ich hätte am Tage nach unserer Heirath mich an Deine Rechtlichkeit wenden und Dich offenherzig um eine Trennung ersuchen sollen."

„Ach, Clemence! Erbarmen!"

„Da ich aber meine Stellung annahm, so mußte ich sie durch Hingebung veredeln, statt für Dich ein unaufhörlicher Vorwurf durch meine schweigende, stolze Kälte zu werden; ich hätte mich bemühen sollen, Dich über ein schreckliches Unglück zu trösten; ich durfte Dich nicht daran erinnern. Allmälig würde ich mich an mein Werk der Barmherzigkeit gewöhnt haben, für meine Sorgen, vielleicht für meine Opfer hätte mich Dein Dank belohnt, und dann, — aber mein Gott! was ist Dir? Du weinst!"

„Ja, ich weine, ich weine Freudenthränen. Du weißt nicht, welche neue Gefühle Deine Worte in mir anregen. — Ach, Clemence, laß mich weinen. Niemals habe ich mehr als

in diesem Augenblicke erkannt, wie große Schuld ich auf mich geladen, indem ich Dich an mein trauriges Leben kettete."

„Und nie bin ich zum Verzeihen geneigter gewesen. Diese süßen Thränen, die Du vergießest, zeigen mir ein Glück, das ich bisher nicht kannte. Muth also, lieber Mann, Muth! Da mir ein freudenreiches, glückliches Leben abgeht, so wollen wir unsere Befriedigung in der Erfüllung der ernsten Pflichten suchen, welche das Geschick uns aufgelegt hat. Wir wollen nachsichtig sein gegen einander und, wenn wir nachlassen, die Wiege unserer Tochter ansehen, auf sie alle unsere Liebe übertragen, — so werden wir auch noch einige traurige und heilige Freuden finden."

„Ein Engel! Sie ist ein Engel!" sprach Harville, indem er die Hände faltete und seine Frau mit leidenschaftlicher Bewunderung anblickte. — „Ach, Du weißt es nicht, wie weh und wie wohl Du mir thust, Clemence; Du weißt nicht, daß Deine sonstigen härtesten Worte, Deine, leider nur zu wohl verdienten, bittersten Vorwürfe mich nicht so sehr niedergedrückt haben, als diese Milde, diese edle Ergebenheit. — Und doch weckst Du immer auch die Hoffnung wieder. Du weißt nicht, welche Zukunft ich mir ausmale —"

„Du kannst Dich blind und vollkommen auf das verlassen, was ich Dir sage, Albert. — Ich habe den festen Entschluß gefaßt und ich werde ihm nie untreu werden, ich schwöre es. Später werde ich Dir selbst neue Bürgschaften für mein Wort geben können."

„Bürgschaften!" rief Harville, durch das so wenig erwartete Glück mehr und mehr begeistert, aus — „Bürgschaften! Brauche ich sie? Dein Blick, Dein Ton, der himmlische Ausdruck von Güte, der Dich noch mehr verschönert, das Klopfen, das Entzücken meines Herzens, beweist mir nicht alles dies, daß Du die Wahrheit sagst? Aber, Du weißt es, Clemence, der Mensch ist unersättlich in seinen Wünschen," setzte der Marquis hinzu, indem er näher an den Stuhl seiner Frau rückte. „Deine edlen und rührenden Worte geben mir den Muth, die Kühnheit, das zu hoffen, ja das zu hoffen, was ich gestern noch für einen unsinnigen Traum hielt —"

„Sprich deutlicher!" sagte Clemence, durch diese leidenschaftlichen Worte ihres Mannes etwas beunruhiget.

„Nun ja," entgegnete er, indem er die Hand seiner Frau

ergriff. „Ja, durch große Zärtlichkeit, durch Aufmerksamkeit und Liebe, verstehst Du, Clemence? durch große Liebe hoffe ich es noch zu bewirken, daß Du mich liebst, nicht mit blasser lauer Liebe, sondern mit heißer Liebe. Ach, Du kennst diese Leidenschaft nicht. — Habe ich mit Dir nur davon zu sprechen gewagt? Du warst immer so eiseskalt gegen mich. Niemals hörte ich von Dir ein freundliches Wort, eines der Worte, die mir eben jetzt die Thränen in die Augen lockten und die mich jetzt trunken von Glück machen. — Und ich verdiene dieses Glück, — ich habe Dich immer so sehr geliebt! und ich habe so viel gelitten, ohne davon zu sprechen. Das war der Kummer, der an mir nagte. Ja, mein Abscheu vor der Welt, — mein düsterer, schweigsamer Charakter war die Folge davon. Bedenke aber auch, — man hat in seinem Hause seine angebetete und anbetungswürdige Frau, eine Frau, nach der man sich sehnt mit allem Ungestüm der Liebe, und wird von ihr verurtheilt zu einsamen, traurigen schlaflosen Nächten. Du weißt nicht, wie viele Thränen der Verzweiflung ich geweint habe; Du würdest dadurch gerührt worden sein. Und Du bist wirklich gerührt worden, Du hast meine Liebe errathen, nicht wahr? und hast Mitleiden empfunden — Der Anblick Deiner unbeschreiblichen Schönheit und Deiner zauberischen Anmuth wird nun nicht mehr alle Tage mein Glück und meine Strafe zugleich sein. Ja, dieser Schatz, den ich für mein kostbarstes Besitzthum halte, dieser Schatz, der mir gehört und den ich nicht besaß, er wird von nun an mein sein. — Ja, mein Herz, meine Freude, meine Seligkeit, alles sagt es mir, nicht wahr, meine liebe Frau?"

Harville bedeckte bei diesen Worten die Hand seiner Frau mit leidenschaftlichen Küssen.

Clemence, welche der Irrthum ihres Mannes tief schmerzte, konnte nicht umhin, in einer Bewegung von Widerwillen, fast von Schrecken ihre Hand schnell zurückzuziehen.

In ihren Zügen sprach sich diese Empfindung zu deutlich aus, als daß sich Harville darüber hätte täuschen können.

Dieser Schlag war schrecklich für ihn.

Seine Züge nahmen einen entsetzlichen Ausdruck an. Die Frau von Harville reichte ihm lebhaft die Hand und sagte:

„Albert, ich schwöre es, ich werde Dir stets die aufopferndste Freundin, die zärtlichste Schwester sein, aber sonst

nichts. Verzeihe mir, wenn Dir meine Worte gegen meinen Willen Hoffnungen gemacht haben, die ich nie erfüllen kann."

„Nie?" fragte Harville, indem er seine Frau mit einem bittenden, verzweiflungsvollen Blicke ansah.

„Nie!" antwortete Clemence.

Dieses einzige Wort und der Ton, in dem es gesprochen wurde, verriethen einen unwiderruflichen Entschluß.

Clemence hatte sich, durch Rudolph bewogen, fest entschlossen, Harville auf das sorgsamste zu pflegen, aber sie fühlte auch die Unfähigkeit, jemals Liebe für ihn zu empfinden.

Ein noch unerbittlicherer Eindruck als der Schreck, als die Verachtung und der Haß entfernte Clemence für immer von ihrem Manne.

Es war ein — unüberwindlicher Widerwille.

Nach einem Augenblicke schmerzlichen Schweigens strich Harville mit der Hand über seine feuchten Augen und er sagte zu seiner Frau bitter:

„Verzeihe, — ich hatte mich geirrt; verzeihe, daß ich mich einer unsinnigen Hoffnung überließ."

Nach einer Pause rief er dann aus:

„Ach, wie unglücklich bin ich!"

„Lieber Mann," entgegnete Clemence sanft, „ich möchte Dir keine Vorwürfe machen, indessen, — hältst Du mein Versprechen für nichts, die liebevollste Schwester für Dich zu sein? Du wirst der aufopfernden Freundschaft eine Pflege und Aufmerksamkeiten verdanken, welche Dir die Liebe nie geben konnte. — Hoffe, — hoffe auf bessere Tage. — Bis jetzt bin ich bei Deinen Leiden fast gleichgültig gewesen, Du wirst sehen, wie theilnehmend ich sein werde, welchen Trost Du in meiner Liebe finden wirst —"

Ein Bedienter trat ein und sagte zu Clemence:

„Se. königl. Hoheit der Großherzog von Gerolstein läßt die Frau Marquise fragen, ob sie ihn empfangen kann."

Clemence sah fragend ihren Mann an.

Harville erhielt seine Ruhe wieder und sagte zu seiner Frau:

„Ohne Zweifel."

Der Bediente ging hinaus.

„Verzeihe, lieber Mann," sagte Clemence, „ich habe ihm meine Thüre nicht verboten. — Uebrigens hast Du den Für-

sten lange nicht gesehen; er wird sich freuen, Dich hier zu finden."

„Auch ich würde ihn mit Vergnügen wiedersehen," antwortete Harville, „ich gestehe aber, daß ich in diesem Augenblicke aufgeregt bin, daß ich seinen Besuch lieber an einem andern Tage empfangen hätte —"

„Ich verstehe. — Aber was thun? Da kommt er —"

In demselben Augenblicke wurde Rudolph gemeldet.

„Ich freue mich sehr, daß ich die Ehre habe, Sie zu sehen," sagte Rudolph, „und doppelt wünsche ich mir Glück, da es mir auch das Vergnügen verschafft, meinen lieben Albert zu sehen," setzte er hinzu, indem er sich an den Marquis wendete, dessen Hand er herzlich drückte.

„Es ist wirklich lange her, seit ich nicht die Ehre gehabt habe, Ihnen mein Compliment zu machen."

„Und an wem liegt die Schuld, Unsichtbarer? Das letzte Mal als ich der Frau von Harville meinen Besuch machte, fragte ich nach Ihnen. Sie waren nicht zugegen. — Seit drei Wochen haben Sie mich vergessen; das ist sehr unrecht —"

„So recht, nur ohne Erbarmen," sagte Clemence lächelnd. „Der Herr von Harville trägt um so größere Schuld, als er für Eure königl. Hoheit die tiefste Ergebenheit fühlt und man wegen seiner Nachlässigkeit daran zweifeln könnte."

„Sehen Sie aber meine Eitelkeit; was auch Harville thun mag, ich werde nie an seiner Liebe zweifeln können. — Indeß ich sollte dies nicht sagen, weil ich ihn dadurch in seiner scheinbaren Gleichgültigkeit ermuthige."

„Glauben Sie mir, königl. Hoheit, nur einige unvorhergesehene Umstände hinderten mich, öfter von Ihrer Güte gegen mich Gebrauch zu machen —"

„Unter uns, lieber Albert, ich halte Sie für etwas zu platonisch in der Freundschaft; sind Sie einmal überzeugt, daß man Sie liebt, so liegt Ihnen nicht viel daran, Beweise von Anhänglichkeit zu geben und zu empfangen —"

Ein Diener versündigte sich in diesem Augenblicke so sehr gegen die Etikette, daß er eintrat und dem Marquis einen Brief übergab.

Es war die anonyme Anklage Sarah's, die den Fürsten den Liebhaber der Frau von Harville nannte.

Der Marquis wies aus Rücksicht auf den Fürsten mit der Hand den kleinen silbernen Teller zurück, den ihm der Diener reichte und sagte halblaut:

„Später! später!"

„Lieber Albert," sagte Rudolph im liebevollsten Tone, „machen Sie meinetwegen solche Umstände?"

„Königl. Hoheit!"

„Mit der Erlaubniß der Frau von Harville bitte ich Sie, lesen Sie den Brief —"

„Ich versichere Sie, daß es keine Eile hat —"

„Noch einmal, Albert, lesen Sie den Brief."

„Aber, königl. Hoheit —"

„Ich bitte Sie, — ich verlange es —"

„Wenn Ew. königl. Hoheit es verlangen," sagte der Marquis, indem er den Brief von dem Teller nahm.

„Gewiß verlange ich es, daß Sie mich als Freund behandeln." Dann wandte er sich zu der Marquise, während Harville den Brief erbrach, dessen Inhalt Rudolph nicht ahnen konnte, und setzte hinzu:

„Welcher Triumph für Sie, Marquise, diesen eigensinnigen Willen stets zu beugen!"

Harville trat an einen der Candelaber auf dem Kamine und erbrach den Brief Sarah's.

VII.

Berathung.

Rudolph und Clemence sprachen mit einander, während Harville den Brief Sarah's zweimal las.

Die Züge des Marquis blieben ruhig, nur seine Hand zitterte, aber auch kaum merklich, als er nach kurzer Zögerung das Briefchen in die Westentasche steckte.

„Auf die Gefahr hin, für menschenscheu gehalten zu werden," sagte er lächelnd zu Rudolph, „muß ich Sie um die Er-

laubniß bitten, fortgehen und den Brief beantworten zu dürfen, der wichtiger ist, als ich anfangs glaubte —"

„Werde ich Sie nicht wiedersehen?"

„Ich glaube nicht, diese Ehre zu haben, hoffe aber, Ew. königl. Hoheit werden mich entschuldigen."

„Wie er uns überall ausweicht!" sagte Rudolph lachend. „Versuchen Sie es nicht, Madame, ihn zurückzuhalten?"

„Ich wage das nicht zu versuchen, was Ew. königl. Hoheit nicht gelungen ist."

„Ernstlich, lieber Albert, kommen Sie wieder, sobald Sie den Brief geschrieben haben oder versprechen Sie mir wenigstens, mich eines Tages im Laufe des Vormittags zu besuchen, — ich habe Ihnen so vielerlei zu sagen."

„Ew. königl. Hoheit sind sehr gütig," antwortete der Marquis mit einer tiefen Verbeugung, dann ging er hinaus und ließ Rudolph mit Clemence allein.

„Ihr Mann quält sich mit unangenehmen Gedanken," sagte Rudolph zu der Marquise; „sein Lächeln kam mir sehr erzwungen vor."

„Harville war sehr bewegt, als Ew. königl. Hoheit erschienen, und es wurde ihm schwer, es zu verbergen."

„Ich kam vielleicht sehr zu ungelegener Zeit?"

„Nein, — Sie ersparten mir vielmehr das Ende einer peinlichen Unterredung."

„Wie so?"

„Ich hatte Harville erzählt, auf welche Weise ich mich von jetzt an gegen ihn zu benehmen entschlossen sei und versprach ihm Trost und Hilfe."

„Er wird sich sehr glücklich geschätzt haben."

„Anfangs war er eben so glücklich als ich, denn seine Thränen und seine Freude weckten in mir ein Gefühl, das ich bis dahin nicht gekannt hatte. Sonst glaubte ich mich zu rächen, wenn ich ihm einen Vorwurf oder eine bittere Bemerkung machte. — Traurige Rache! — mein Verdruß war dann immer nur um so empfindlicher, während jetzt — welcher Unterschied! Ich hatte meinen Mann gefragt, ob er ausgehe, und er antwortete traurig, er würde den Abend allein verbringen, wie er es gewohnt sei. Als ich ihn aufforderte, bei mir zu bleiben, — hätten Sie sein Staunen sehen sollen! Wie heiterten sich seine immer so ernsten, finstern Züge auf! — Sie hatten

Recht, es giebt nichts Schöneres, als mit Glück zu überraschen."

„Aber wie konnten diese Beweise Ihrer Güte jene peinliche Unterredung herbeiführen, welche Sie eben erwähnten?"

„Ach, königl. Hoheit," antwortete Clemence erröthend, „auf die Hoffnungen, welche ich erregt hatte, weil ich sie verwirklichen konnte, folgten bei Harville zärtlichere Hoffnungen, — die zu wecken ich mich wohl gehütet hatte, weil mir es immer unmöglich sein wird, sie zu befriedigen."

„Ich verstehe, — er liebt Sie so zärtlich."

„So sehr mich anfangs seine Dankbarkeit gerührt hatte, eben so sehr erschrak ich, als seine Sprache leidenschaftlich wurde. Als er endlich in seiner Begeisterung seine Lippen auf meine Hand drückte, erfaßte mich eine tödtliche Kälte und ich konnte meine Furcht nicht bergen. — Ich verletzte ihn, indem ich ihm den unüberwindlichen Widerwillen gegen seine Liebe kund gab. — Es thut mir Leid, — aber Harville ist nun doch auch für immer überzeugt, daß er trotz meiner Sinnesänderung nur aufopfernde Freundschaft erwarten darf —"

„Ich beklage ihn, ohne daß ich Sie tadeln kann; es giebt Gefühle, die fast heilig sind und die nicht angetastet werden dürfen. Armer Albert! er ist so gut und so redlich. Wenn Sie wüßten, wie lange mich die Traurigkeit betrübt hat, die an ihm nagte und deren Ursache ich nicht kannte! Erwarten wir das Beste von der Zeit, von dem Verstande. Er wird allmälig den Werth der Neigung erkennen, die Sie ihm bieten und er wird sich in sein Schicksal ergeben, wie er es bisher gethan hat, ohne daß er den rührenden Trost besaß, den Sie ihm jetzt bieten."

„Und der ihm nie fehlen soll, ich schwöre es Ihnen."

„Nun lassen Sie uns aber an Anderer Unglück denken. — Ich habe Ihnen eine gute That versprochen, welche den Reiz eines wirklichen Romans besitze. — Ich werde mein Versprechen lösen."

„Schon? Welches Glück!"

„Ich that vollkommen Recht, als ich das Zimmer in dem Hause in der Rue du Temple miethete, von dem ich gesprochen habe. — Sie können sich nicht vorstellen, wie viel Merkwürdiges und Interessantes ich da gefunden habe. Erstlich erfreuen sich Ihre Schutzempfohlenen in dem Dachstübchen des Glückes,

das Ihre Anwesenheit ihnen versprochen hatte, aber sie haben nun noch andere harte Prüfungen zu bestehen; doch ich will Sie nicht traurig stimmen. — Sie werden nächstens erfahren, wie viele schreckliche Leiden eine einzige Familie treffen können."

„Wie groß muß aber auch der Dank dieser Leute gegen Sie sein!"

„Sie segnen Ihren Namen."

„Sie haben die Familie in meinem Namen unterstützt?"

„Um ihr das Almosen noch zu versüßen und übrigens habe ich ja nur Ihre Versprechungen erfüllt."

„Ich werde hingehen und sie enttäuschen, ihnen sagen, was sie Ihnen verdanken."

„Das werden Sie nicht thun. — Sie wissen, daß ich ein Zimmer in diesem Hause gemiethet habe, — fürchten Sie neue schändliche anonyme Briefe von Ihren Feinden oder von den meinigen, und dann sind Morels für jetzt vor der Noth gesichert. Denken wir an Andere, an unsere Intrigue. Es handelt sich um eine arme Mutter und deren Tochter, die früher im Wohlstande lebten und sich jetzt in Folge der schmachvollsten Beraubung in der tiefsten Noth befinden."

„Unglückliche Frauen! Und wo wohnen sie?"

„Das weiß ich nicht."

„Wie erhielten Sie Nachricht von ihrer Noth?"

„Ich ging gestern in den Temple. — Sie wissen nicht, was der Temple ist, Frau Marquise?"

„Nein, königl. Hoheit."

„Das ist ein sehr amüsanter Bazar; ich ging also mit meiner Nachbarin im vierten Stocke dahin, um einige Einkäufe zu machen."

„Mit Ihrer Nachbarin?"

„Habe ich nicht ein Zimmer in der Rue du Temple?"

„Das vergaß ich —"

„Diese Nachbarin ist eine allerliebste Grisette und heißt Lachtaube; sie lacht immer und hat nie einen Geliebten gehabt."

„Welche Tugend bei einer Grisette!"

„Sie ist nicht gerade aus Tugend züchtig gewesen, sondern, wie sie sagt, weil sie keine Zeit hat, verliebt zu sein; das würde ihr zuviel Zeit wegnehmen, denn sie muß täglich zwölf bis funfzehn Stunden arbeiten, um fünfundzwanzig Sous zu verdienen, mit denen sie auskommt."

„Sie kann mit so wenig auskommen?“

„Sie besitzt sogar als Luxusgegenstände zwei Vögel, die mehr verzehren als sie selbst; ihr Zimmerchen ist äußerst sauber und nett und ihr Anzug immer sehr hübsch.“

„Mit fünfundzwanzig Sous täglich zu leben! Das ist ein Wunder.“

„Ein wahres Wunder von Ordnung, Arbeit, Sparsamkeit und praktischer Philosophie ist das Mädchen allerdings, und ich empfehle sie Ihnen deshalb auch; sie ist, wie sie sagt, eine sehr geschickte Näherin. — Im äußersten Falle würden Sie nicht genöthigt sein, die Kleider zu tragen, die sie Ihnen machen würde —“

„Morgen schon werde ich ihr Arbeit schicken. — Das arme Mädchen! Von einer so geringen Summe zu leben, die einem Reichen gleichsam unbekannt ist, da uns unsere geringsten Launen hundertmal mehr kosten.“

„Sie interessiren sich also für meine kleine Nachbarin und wir können uns demnach zu unserm Abenteuer wenden. Ich ging also mit der Lachtaube in den Temple, um einige Einkäufe für Ihre Armen in dem Dachstübchen zu machen, als ich in einem alten Secretair herumsuchte, der zum Verkauf dastand, und darin das Concept eines Briefes von weiblicher Hand fand, in welchem die Schreiberin sich gegen eine dritte Person beklagte, mit ihrer Tochter durch die Unredlichkeit des Inhabers eines Depositums in die tiefste Noth gebracht zu sein. — Ich fragte die Verkäuferin, woher sie den Secretair habe. Er gehörte zu dem bescheidenen Mobiliar, das ihr eine noch junge Frau verkauft hatte, weil sie sich wahrscheinlich auf keine andere Weise Geld zu verschaffen gewußt. Die Frau und ihre Tochter, sagte die Verkäuferin, schienen von gutem Stande zu sein.“

„Und Sie kennen die Wohnung derselben nicht?“

„Leider nicht, wenigstens bis jetzt nicht, aber ich habe dem Herrn von Graun Auftrag gegeben, sie zu ermitteln und sich im Nothfalle an die Polizeipräfectur zu wenden. Wahrscheinlich haben die beiden Unglücklichen in irgend einem armseligen Hôtel Garni ein Unterkommen gesucht. Wenn dem so ist, so können wir hoffen, denn die Inhaber dieser Häuser melden jeden Abend die Fremden, welche den Tag über zu ihnen gekommen sind.“

„Welch' seltsames Zusammentreffen von Umständen!" entgegnete die Frau von Harville erstaunt.

„Es ist noch nicht Alles. — In einer Ecke des Briefconceptes, das ich in dem alten Secretair fand, standen die Worte: an die Herzogin von Lucenay zu schreiben!"

„Das ist ein Glück. Vielleicht erfahren wir etwas durch die Herzogin," fiel die Frau von Harville lebhaft ein. Mit einem Seufzer setzte sie später hinzu: „aber wie soll ich die Frau der Herzogin bezeichnen, da mir der Name nicht bekannt ist?"

„Sie müssen die Herzogin fragen, ob sie nicht eine noch junge Wittwe kenne, deren sechzehn- bis siebzehnjährige Tochter Clara heißt. — Ich erinnere mich des Namens."

„Der Name meiner Tochter! Das ist ein Beweggrund mehr, sich für jene Unglücklichen zu interessiren."

„Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß der Bruder dieser Wittwe vor einigen Monaten als Selbstmörder gestorben ist."

„Wenn die Herzogin von Lucenay die Familie kennt," entgegnete die Marquise nachdenkend, „so reichen diese Angaben hin, sie auf die Spur zu bringen. — Mich treibt schon die Ungeduld, ihr einen Besuch zu machen, — ich werde ihr aber noch heute Abend ein Paar Worte schreiben, um sie morgen früh sicher zu treffen. Wer können die Frauen sein? Nach dem, was Sie von ihnen wissen, königl. Hoheit, scheinen sie den höhern Ständen anzugehören. — In so schreckliche Noth zu kommen! Ach, für sie muß die Armuth doppelt schrecklich sein."

„Und durch den Betrug eines Notars, eines Schurken, von dem mir schon andere Niederträchtigkeiten bekannt sind, — Jacob Ferrand."

„Der Notar meines Mannes!" rief Clemence aus, „der Notar meiner Stiefmutter! Sie irren sich, königl. Hoheit, man hält gerade diesen Mann für ein Muster von Rechtschaffenheit."

„Ich habe Beweise vom Gegentheil, — aber sprechen Sie mit Niemandem von meinen Zweifeln oder vielmehr von meiner Gewißheit in Bezug auf diesen Elenden; er ist so schlau als schlecht, und da ich ihm die Maske abreißen will, muß er noch einige Tage an seine Straflosigkeit glauben. Ja, er hat die unglücklichen Frauen beraubt, indem er ein Depositum abläugnete, das ihm aller Wahrscheinlichkeit nach von dem Bruder der Wittwe übergeben worden war."

„Und die Summe?"

„War Alles, was sie besaßen.“

„Das ist eines jener Verbrechen —“

„Jener Verbrechen,“ fiel Rudolph ein, „die nichts entschuldigen kann, weder das Bedürfniß, noch die Leidenschaft. Oft treibt der Hunger zum Diebstahle, die Rache zum Morde, dieser schon reiche Notar aber, dieser Mann, dem die Gesellschaft einen fast priesterlichen Charakter beigelegt hat, welcher Vertrauen erzeugt, wird durch kaltberechnende Habsucht zum Verbrechen getrieben. Der Mörder tödtet Sie nur einmal und rasch — mit dem Dolche, er dagegen mordet langsam, mit allen Qualen der Verzweiflung und des Elendes, in die er seine Opfer stürzt. Für einen Mann wie dieser Ferrand, ist nichts heilig, weder das Erbe der Waise noch die mühsam erworbene Habe des Armen. — Sie vertrauen ihm Ihr Geld an, — das Geld reizt ihn und er stiehlt es; der Wille dieses Mannes macht Sie, die Sie reich und glücklich waren, zur trostlosen Bettlerin. Durch viele Entbehrungen und Arbeiten haben Sie sich Brod und Obdach für Ihr Alter gesichert, — der Wille dieses Mannes entreißt Ihrem Alter dieses Brod und dieses Obdach. — Noch nicht genug. — Betrachten Sie die entsetzlichen Folgen dieser schändlichen Beraubungen. — Die Wittwe, von der wir sprachen, stirbt vielleicht vor Gram und Hunger; ihre junge und schöne Tochter, die ohne Stütze, ohne Hilfsmittel dasteht, an Wohlstand gewöhnt ist und nicht gelernt hat, ihren Unterhalt zu verdienen, steht bald zwischen der Schande und dem Hunger; unterliegt sie, so ist sie verloren, entehrt für immer. Jacob Ferrand verschuldet also durch die Beraubung den Tod der Mutter und die Entehrung der Tochter; er mordete den Körper der einen und die Seele der andern und zwar, wie ich schon bemerkte, nicht plötzlich, mit einem Male, wie die andern Mörder, sondern langsam und grausam.“

Clemence hatte Rudolph noch nie so bitter, so entrüstet sprechen hören; sie hörte ihn schweigend an, und seine beredten Worte, die einen gewaltigen Haß gegen das Böse verriethen, machten einen tiefen Eindruck auf sie.

„Ich bitte Sie um Vergebung,“ sagte Rudolph nach einer kurzen Pause, „ich konnte meinen Unwillen nicht bergen, da ich an das entsetzliche Unglück dachte, welches Ihre künftigen Schutzempfohlenen betreffen kann. Glauben Sie, man über-

treibt nie die Folgen, welche Noth und Armuth oft nach sich ziehen."

„Ach, ich sage Ihnen vielmehr Dank, daß Sie durch diese schrecklichen Worte das Mitleiden, welches mir die unglückliche Mutter einflößt, wo möglich noch erhöht haben. Ach, sie muß besonders ihrer Tochter wegen leiden, und das ist entsetzlich. — Aber wir werden sie retten, wir werden ihnen ihre Zukunft sichern, nicht wahr, königl. Hoheit? Gott sei Dank, ich bin reich, wenn auch nicht so reich, als ich es jetzt sein möchte, da ich eine neue Anwendung des Reichthums kennen lerne, aber ich werde mich im Nothfalle an meinen Mann wenden und ihn so glücklich machen, daß er mir die Befriedigung dieser neuen Einfälle nicht versagen kann, und ich sehe ein, daß ich viele der Art haben werde. Unsere Schutzempfohlenen sind stolz, wie Sie mir sagen, und ich liebe sie um deßwillen noch mehr; Stolz im Unglück ist immer das Zeugniß einer Seelenhoheit. Ich werde Mittel finden, sie zu retten, ohne daß sie glauben, meiner Hilfe eine Wohlthat zu verdanken. — Das wird schwer sein, — aber desto besser. — Ich habe schon einen Plan. Sie werden sehen, königl. Hoheit, Sie werden sehen, daß es an Schlauheit mir nicht gebricht."

„Ich ahne bereits die kunstvollsten Combinationen," sagte Rudolph lächelnd.

„Zuerst aber müssen sie ausfindig gemacht werden. — Ach, wenn es doch schon morgen wäre! Bin ich bei der Herzogin von Lucenay gewesen, so gehe ich in die frühere Wohnung der armen Wittwe, frage ihre Nachbarn und erkundige mich überall. Ich scheue selbst die Gefahr nicht, wenn es sein muß. Ich werde stolz sein, wenn ich selbst und allein das Resultat erlange, das ich wünsche! Und ich werde es erlangen. Die armen Frauen! Mein Mitleiden mit ihnen steigt, wenn ich an meine Tochter denke —"

Rudolph, den dieser Eifer des Wohlthuns bewegte, lächelte traurig, als er die so schöne, so liebenswürdige zwanzigjährige Frau ansah, die in edeln Thaten ihr häusliches Unglück zu vergessen sich bestrebte. Die Augen der Marquise funkelten, ihre Wangen waren leicht geröthet, ihre lebhaften Geberden und ihre eifrige Sprache gaben dem lieblichen Gesicht einen neuen Reiz.

VIII.

Die Schlinge.

Die Frau von Harville bemerkte, daß Rudolph sie schweigend betrachtete. Sie erröthete und schlug die Augen nieder, bald aber schlug sie dieselben in reizender Verlegenheit wieder auf und sagte:

„Sie lachen über meine Begeisterung? Aber ich sehne mich mit Ungeduld nach den süßen Freuden, die mein Leben verschönern sollen, das bisher so traurig und nutzlos war. Freilich ist das jenes Geschick nicht, von dem ich immer träumte. Es giebt ein Gefühl, ein Glück, das größer ist denn alle andern und das ich — nie kennen lernen soll. Obgleich noch jung, muß ich demselben doch entsagen," setzte Clemence mit einem Seufzer hinzu. Dann fuhr sie fort: „ich werde mir aber doch, Dank sei es Ihnen, mein Retter, andere Interessen schaffen; die Mildthätigkeit wird an die Stelle der Liebe treten. — Schon verdanke ich Ihrem Rathe so rührende Empfindungen. — Ihre Worte haben so große Gewalt über mich! Je länger, je tiefer ich über Ihre Ideen nachdenke, um so gerechter, um so großartiger, um so fruchtbarer finde ich sie. Wenn ich dann bedenke, daß Sie, nicht zufrieden damit, Mitgefühl mit Leiden zu empfinden, die Ihnen gleichgiltig sein könnten, mir auch den heilsamsten Rath geben und mich auf der neuen Bahn führen, die Sie einem armen, fast gebrochenen Herzen eröffnet haben, — ach, königl. Hoheit, welchen Schatz von Güte birgt Ihre Seele! Woher haben Sie dieses tiefe edle Mitgefühl?"

„Ich selbst habe viel gelitten und leide noch und ich weiß deshalb, wie weh die Schmerzen thun."

„Sie, königl. Hoheit, sind unglücklich?"

„Ja, denn man könnte sagen, das Schicksal habe mich alle Leiden empfinden lassen, um mein Mitleiden mit Anderer Unglück zu erregen. Es suchte mich heim in dem Freunde, in dem ersten Weibe, das ich mit dem ganzen blinden Vertrauen der Jugend liebte, es suchte mich heim in meiner Frau, als Sohn in meinem Vater, als Vater in meinem Kinde."

„Ich glaubte, die Großherzogin habe Ihnen kein Kind hinterlassen?"

„Allerdings, aber vor meiner Verheirathung hatte ich eine Tochter, die in ihrer Kindheit starb. So seltsam es Ihnen auch erscheinen mag, der Verlust dieses Kindes, das ich kaum gesehen habe, erfüllt mein ganzes Leben mit Trauer. Je älter ich werde, um so tiefer wird der Gram. Jedes Jahr mehrt sich seine Bitterkeit; er wächst gleichsam, wie meine Tochter hätte wachsen sollen. Jetzt würde sie siebzehn Jahre alt sein."

„Lebt ihre Mutter noch?" fragte Clemence nach einiger Zögerung.

„Ach, sprechen Sie nicht von ihr," entgegnete Rudolph, dessen Züge sich bei der Erinnerung an Sarah verdüsterten; „ihre Mutter ist ein unwürdiges Geschöpf, verhärtet durch Selbstsucht und Ehrgeiz. Bisweilen frage ich mich, ob es für meine Tochter nicht besser sei, daß sie gestorben ist, als wenn sie in den Händen ihrer Mutter geblieben wäre."

Clemence freute sich fast, als sie Rudolph so sprechen hörte.

„Ach, nun begreife ich," sagte sie, „daß Sie sich doppelt nach Ihrer Tochter sehnen."

„Ich würde sie so sehr geliebt haben! Und dann kommt es mir vor, als läge bei uns Fürsten in der Liebe zu einem Sohne ein gewisses Geschlechts- und Namensinteresse, ein gewisser politischer Nebengedanke. Aber eine Tochter! eine Tochter! Die liebt man um ihrer selbst willen. Welche Freude schon, in der Betrachtung einer reinen Seele ausruhen zu können, nachdem man die Menschheit unter den traurigsten Gestalten gesehen hat! Welche Wonne, den jungfräulichen Athem zu athmen und ihre unschuldigen Gefühle zu belauschen! Die Mutter, die noch so sehr in ihre Tochter verliebt, noch so stolz auf sie ist, empfindet dieses Entzücken nicht; sie ist ihr zu ähnlich, um sie ganz zu würdigen, um diese unbeschreibliche Wonne zu fühlen. Weit eher wird sie die männlichen Eigenschaften eines kühnen und muthigen Sohnes zu schätzen wissen. Finden Sie nicht auch, daß die Liebe einer Mutter zu ihrem Sohne, die Liebe eines Vaters zu seiner Tochter dadurch noch rührender wird, daß dabei ein schwaches Wesen betheiligt ist, welches immer Schutz bedarf? Der Sohn schützt seine Mutter, der Vater schützt seine Tochter."

„Ja, königl. Hoheit…"

„Aber, ach, was hilft es, diese unbeschreibliche Wonne zu

begreifen, wenn man sie nie genießen soll?“ setzte Rudolph traurig hinzu.

Clemence konnte eine Thräne nicht zurückhalten, so rührend, so ergreifend war der Ton Rudolph's.

Nach einer Pause, in der er über das Gefühl fast erröthete, von dem er sich hatte überwältigen lassen, sagte er mit traurigem Lächeln zu der Frau von Harville:

„Verzeihen Sie, meine Sehnsucht, meine Erinnerungen haben mich gegen meinen Willen mit fortgerissen; Sie verzeihen mir, nicht wahr?“

„Ach, königl. Hoheit, glauben Sie mir, ich theile Ihren Kummer. Habe ich nicht ein Recht dazu? Haben Sie nicht den meinigen getheilt? Leider ist der Trost vergeblich, den ich Ihnen bieten kann.“

„Nein, nein, der Beweis Ihrer Theilnahme thut mir wohl. Ist es doch fast eine Erleichterung, wenn man es aussprechen darf, daß man leidet. Ich würde es Ihnen nicht gesagt haben, hätte nicht unser Gespräch traurige Erinnerungen in mir geweckt. — Es ist eine Schwachheit, aber ich kann von keinem jungen Mädchen sprechen hören, ohne an die zu denken, welche ich verloren habe —“

„Diese Gedanken sind ja auch ganz natürlich. — Seit ich Sie gesehen, habe ich eine Freundin, welche die Aufsicht über die Arbeit der jungen Gefangenen in St. Lazarus führt, bei ihren Besuchen dort begleitet. Es leben in dem Hause Personen, die schwere Schuld auf sich geladen haben. Wäre ich nicht Mutter, so würde ich sie ohne Zweifel strenger beurtheilt haben, während ich ein schmerzliches Mitleid mit ihnen fühle, wenn ich bedenke, daß sie vielleicht nicht gefallen wären, wenn man sie nicht seit ihrer Kindheit an hilflos und arm gelassen hätte. Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber nach solchen Gedanken ist es mir, als liebte ich meine Tochter noch mehr —“

„Wir wollen Muth fassen,“ entgegnete Rudolph mit traurigem Lächeln. — „Das Gespräch hat mich über Sie beruhiget. — Es ist Ihnen ein heilsamer Weg gebahnt; folgen Sie ihm, so werden Sie, ohne zu fehlen, jene Prüfungsjahre durchschreiten, welche für die Frauen, namentlich für eine Frau wie Sie, so gefährlich sind; Ihr Verdienst wird groß sein, — Sie werden zwar noch zu kämpfen, zu leiden haben, denn Sie sind noch sehr jung, aber der Gedanke an das Gute, das Sie ge-

than haben und das Ihnen zu thun übrig bleibt, wird Ihnen Muth und Kraft geben —"

Die Frau von Harville weinte.

„Wenigstens werde ich nie Ihre Hilfe und Ihren Rath entbehren, nicht wahr, königl. Hoheit?" sagte sie.

„Ob nahe oder fern, ich werde stets den innigsten Antheil an Ihnen nehmen, ich werde stets, so viel in meinen Kräften steht, zu Ihrem Glücke und zu dem Glücke des Mannes beizutragen suchen, dem ich die dauerndste Freundschaft widme —"

„Ich danke Ihnen für dieses Versprechen," sagte Clemence, indem sie die Thränen trocknete. — „Ohne Ihren edeln Beistand würden mich die Kräfte verlassen, ich fühle es, aber glauben Sie mir, ich schwöre es Ihnen hier, ich werde muthig meine Pflicht erfüllen."

Bei diesen Worten wurde rasch eine verborgene Thüre in der Tapete geöffnet.

Clemence stieß einen Schrei aus. Rudolph erschrak.

Herein trat Harville, bleich, tief bewegt, mit Thränen in den Augen.

Nachdem das erste Staunen vorüber war, sagte der Marquis zu Rudolph, indem er ihm den Brief Sarah's übergab:

„Hier, königl. Hoheit, ist der schändliche Brief, den ich eben in Ihrer Gegenwart empfing. — Verbrennen Sie ihn, nachdem Sie ihn gelesen haben."

Clemence sah ihren Mann staunend an.

„Das ist schändlich!" rief Rudolph entrüstet aus.

„Es giebt aber noch etwas Abscheulicheres, als diese anonyme Abscheulichkeit, — mein Verhalten."

„Wie meinen Sie das?"

„Statt Ihnen den Brief offen und frei zu zeigen, verbarg ich ihn und heuchelte Ruhe, während die Eifersucht, die Wuth und Verzweiflung in meinem Herzen kochten. Und wissen Sie, was ich dann gethan habe? Ich verbarg mich hinter dieser Thüre, um Ihr Gespräch zu belauschen, ja ich war so erbärmlich, an Ihrer Rechtlichkeit, an Ihrer Ehre zu zweifeln. Ach, der Schreiber dieser Briefe weiß, an wen er sie richtet! — er weiß, wie schwach mein Kopf ist. Muß ich Sie nun nicht auf meinen Knien um Verzeihung und Gnade bitten, nachdem ich gehört habe, was ich hörte, — es ist mir kein Wort entgangen, — nachdem ich weiß, was Sie in die Rue du Temple

zieht? Ich knie hier vor Ihnen, königl. Hoheit, und vor Dir, Clemence; ich kann nur noch auf Ihren Edelmuth rechnen."

„Mein Gott, lieber Albert, was habe ich Ihnen zu verzeihen?" sagte Rudolph, indem er dem Marquis beide Hände mit der rührendsten Herzlichkeit entgegenstreckte. — „Jetzt kennen Sie unsere Geheimnisse und ich freue mich darüber, ich kann Ihnen ungehindert den Text lesen. Ich bin nun Ihr Vertrauter, und, was noch besser ist, Sie sind der Vertraute der Frau von Harville und Sie wissen, was Sie von diesem edeln Herzen zu erwarten haben —"

„Und Du, Clemence," sagte Harville traurig zu seiner Frau, „verzeihst Du mir auch diesmal?"

„Ja, unter der Bedingung, daß Du mir beistehst, Dich glücklich zu machen," — und sie reichte ihrem Manne die Hand, welche dieser gerührt drückte.

„Wahrhaftig, lieber Marquis," sagte sodann Rudolph, „unsere Feinde sind sehr ungeschickt; sie haben es bewirkt, daß wir nun noch vertrauter sind als früher. — Sie haben die Frau von Harville nie besser gewürdiget, — sie ist Ihnen nie ergebener gewesen. — Gestehen Sie, daß wir an den Neidischen und Bösen glänzend gerächt sind. Das ist schon viel, — bis wir mehr erreichen, denn ich errathe, von woher der Schlag ausgegangen ist und ich pflege nicht geduldig zuzusehen, wenn man meinen Freunden etwas zu Leide thut. Doch das ist meine Sache, — Adieu, Frau Marquise, — unsere Intrigue ist entdeckt, Sie werden Ihren Schutzempfohlnen nicht mehr allein beizustehen haben, — aber beruhigen Sie sich, wir beginnen bald wieder ein geheimnißvolles Unternehmen und der Marquis soll sehr schlau sein müssen, wenn er es entdecken will —"

— — — — — — — — — — — —

Der Marquis begleitete Rudolph bis an den Wagen desselben, um ihm nochmals zu danken, und begab sich sodann in sein Zimmer, ohne Clemence wiederzusehen.

IX.

Reflexionen.

Es würde schwer sein, die stürmischen, einander widerstreitenden Gefühle zu schildern, welche in Harville tobten, als er allein war.

Er erkannte mit Freuden die Anklage gegen Rudolph und Clemence für eine unwürdige Lüge, war aber auch überzeugt, daß er der Hoffnung ganz entsagen müsse, von seiner Frau jemals geliebt zu werden. Ja, Clemence hatte sich in dem Gespräche mit Rudolph so ergeben, so muthig, so fest entschlossen für das Gute gezeigt, und er machte sich nun bittere Vorwürfe, durch tadelnswerthe Selbstsucht die unglückliche junge Frau an sein Schicksal gefesselt zu haben.

Weit entfernt, durch das Gespräch, das er belauscht hatte, getröstet zu sein, versank er vielmehr in unaussprechliche Traurigkeit und Verzweiflung.

Das Nichtsthun der Reichen hat das Schreckliche, daß sie nichts vor schmerzlichen Gefühlen schützt und dieselben vergessen läßt. Da sie nicht gezwungen sind, mit den Bedürfnissen der Zukunft und den Arbeiten jedes Tages sich zu beschäftigen, so bleiben sie fortwährend und unausgesetzt die Beute der heftigen Seelenpein.

Sie können besitzen, was sich durch Geld erwerben läßt, und wünschen und ersehnen nun mit unerhörtem Ungestüm das, was das Geld allein nicht zu geben vermag.

Der Schmerz Harville's war verzweifelt, denn er wollte doch eigentlich nur das, was gerecht und g e s e t z l i c h ist, — den Besitz, wenn nicht die Liebe seiner Frau.

Bei der bestimmten und hartnäckigen Weigerung Clemence's fragte er sich, ob die Worte des Gesetzes: „d i e F r a u g e h ö r t i h r e m M a n n e“, nicht ein bitterer Spott wären.

An welche Gewalt sollte er sich wenden, um die Kälte, den Widerwillen zu bekämpfen, welche sein Leben in eine lange Strafe verwandelten, da er nur seine Frau lieben wollte, konnte und durfte?

Er mußte anerkennen, daß hierin, wie in so vielen andern Begebnissen des ehelichen Lebens, der W i l l e des Mannes oder

der Frau gebieterisch, ohne daß eine Appellation, ein Zwang möglich ist, an die Stelle des souveränen Willens des Gesetzes tritt.

Auf diese Regungen eines machtlosen Zornes folgte eine düstere Niedergeschlagenheit.

Die Zukunft lastete schwer und eiseskalt auf ihm.

Er ahnete, daß der Aerger die Anfälle seiner schrecklichen Krankheit noch öfterer herbeiführen würde.

„Ach!" rief er aus, gerührt und verzweifelt zu gleicher Zeit, — „es ist meine Schuld, meine Schuld! Arme, unglückliche Frau, — ich habe sie hintergangen, unwürdig hintergangen! Sie kann —, sie muß mich hassen, und doch hat sie eben erst die rührendste Theilnahme geäußert. Aber statt damit zufrieden zu sein, verwirrte mich meine thörichte Leidenschaft, ich wurde zärtlich, sprach von meiner Liebe und kaum berührten meine Lippen ihre Hand, so schauderte sie. — Hätte ich an ihrer unüberwindlichen Abneigung noch zweifeln können, so würde das, was sie zu dem Fürsten sagte, jede Täuschung vernichtet haben. — Ach, es ist schrecklich! — schrecklich!

„Und welches Recht hatte sie, ihm dieses verhaßte Geheimniß mitzutheilen? Das ist ein unwürdiger Verrath. — Welches Recht sie hatte? — Das Recht, welches die Opfer haben, über ihren Henker sich zu beklagen. — Die Arme! Sie ist so jung, so liebevoll und wußte nichts Schlimmeres über die schreckliche Existenz zu sagen, in die ich sie gebracht habe, als „daß es nicht das Schicksal sei, von dem sie immer geträumt", daß sie noch so jung sei, und doch schon der Liebe entsagen müsse. Ich kenne Clemence, — sie wird es halten, was sie mir und dem Fürsten gesagt hat, — sie wird die zärtlichste Schwester gegen mich sein. Nein, — ist meine Lage nicht noch immer beneidenswerth? Auf das kalte und gezwungene Verhältniß, das bisher zwischen uns bestand, wird ein mildes, liebevolles folgen, während sie mich doch immer mit eiskalter Verachtung hätte behandeln können, ohne daß ich mich darüber beklagen durfte.

„Nun ich will mich trösten mit dem Genusse dessen, was sie mir bietet. — Bin ich nicht noch immer sehr glücklich? Zu glücklich? Zu glücklich! Ach, wie schwach, wie muthlos bin ich! — Ist sie denn nicht meine Frau? Gehört sie mir nicht an? Erkennt nicht das Gesetz meine Macht über sie an? — Meine

Frau widersetzt sich mir, nun — ich habe das Recht, sie —" Er unterbrach sich selbst mit höhnischem Lachen. „Ach ja — Gewalt, nicht wahr? Nun Gewalt, — wieder eine Schändlichkeit! Aber was thun? — Denn ich liebe sie, ich liebe sie wie wahnsinnig. Ich liebe nur sie, — ich mag keine Andere als sie, und ich will ihre Liebe, nicht ihre laue schwesterliche Zuneigung. — Nun, endlich wird sie wohl Mitleid fühlen, sie ist ja so gütig, — wenn sie mich so unglücklich sieht! — Aber nein! nie! Es giebt eine Ursache der Abneigung, die eine Frau nie überwindet, — den Ekel, ... ja — den Ekel —. Hörst Du? — Den Ekel! Du mußt Dich wohl davon überzeugen, — sie wird sich stets, stets vor Deiner schrecklichen Krankheit fürchten," sprach Harville in schmerzlicher Aufregung.

Nach einem kurzen Schweigen fuhr er fort:

„Diese anonyme Anklage, welche den Fürsten und meine Frau beschuldigte, geht ebenfalls von feindlicher Hand aus und ich konnte, ehe ich ihn hörte, einen Augenblick Mißtrauen hegen, — ihn eines so schändlichen Verrathes fähig halten! Und meine Frau ebenfalls! Ach, die Eifersucht ist unheilbar. — Und doch, ich darf mich nicht täuschen —, wenn der Fürst, der mich als zärtlicher edler Freund liebt, Clemence auffordert, ihren Geist und ihr Herz durch Wohlthätigkeit zu beschäftigen, wenn er ihr seinen Rath, seine Unterstützung zusagt, so bedarf sie des Rathes, der Unterstützung —

„Kann sie nicht fehlen, sie, die so schön, so jung, so bewundert ist? Und findet sie nicht fast Entschuldigung für ihre Vergehen in den meinigen, die so groß sind?

„Eine neue Qual! Ach Gott, was habe ich gelitten, als ich sie für schuldig hielt! — Aber nein, diese Besorgniß ist ungegründet. — Clemence hat geschworen, niemals gegen ihre Pflicht zu handeln und sie wird ihren Schwur halten, aber um welchen Preis, mein Gott! um welchen Preis! Ach, wie wehe that mir eben ihr mildes, trauriges, ergebenes Lächeln, als sie wieder liebevolle Worte für mich fand. Wie schwer mußte es ihr werden, so freundlich gegen ihren Henker zu sein! Arme Frau, wie schön, wie rührend war sie so! Zum ersten Male fühlte ich eine schmerzliche Reue, denn bis dahin hatte sie sich durch ihre stolze Kälte selbst gerächt. — Ach, ich Unglücklicher, ich Unglücklicher! ..."

— — — — — — — — — — — —

Nach einer langen schlaflosen Nacht, die er mit schmerzlichen Gedanken verbrachte, schwand die Aufregung Harville's plötzlich wie durch Zaubermacht.

Er erwartete den Anbruch des Tages mit Ungeduld.

X.

Pläne für die Zukunft.

Sobald es hell geworden war, klingelte Herr von Harville seinem Kammerdiener. Der alte Joseph hörte seinen Herrn, als er zu demselben hineintrat, zu seiner großen Verwunderung ein Jagdlied trällern, — ein eben so seltenes als sicheres Zeichen der guten Laune des Herrn von Harville.

„Ach, Herr Marquis," sagte der treue Diener gerührt, „welche schöne Stimme Sie haben! Wie schade, daß Sie nicht öfterer singen!"

„Wahrhaftig, Joseph, ich habe eine hübsche Stimme?" entgegnete Harville lachend.

„Ich würde die Stimme des Herrn Marquis immer schön finden, wäre sie auch so heiser und rauh wie die einer Eule oder eines Nachtwächters."

„Schweig, Schmeichler!"

„Sehen Sie, Herr Marquis, wenn Sie singen, so ist das ein Zeichen, daß Sie zufrieden sind — und dann klingt mir Ihre Stimme wie die lieblichste Musik."

„In diesem Falle öffne nur immer Deine langen Ohren, mein alter Joseph."

„Was sagen Sie?"

„Du wirst diese liebliche Musik, die Dir so wohl gefällt, alle Tage hören können."

„Sie werden alle Tage glücklich sein, Herr Marquis?" rief Joseph aus, indem er mit freudigem Erstaunen seine Hände faltete.

„Alle Tage, alter Joseph, alle Tage werde ich glücklich sein. — Der Kummer und die Traurigkeit sind verschwunden. Dir, dem einzigen und verschwiegenen Vertrauten meiner Lei-

den, kann ich es sagen. Ich bin unbeschreiblich glücklich. — Meine Frau ist ein Engel an Güte, — sie hat mich wegen ihrer frühern Abneigung um Verzeihung gebeten und sie — erräthst Du es? — der Eifersucht zugeschrieben."

„Der Eifersucht?"

„Ja, anonyme Briefe haben Mißtrauen in ihr erregt..."

„Welche Schlechtigkeit!"

„Du begreifst —, die Frauen sind so eitel —, dieser Umstand reichte hin, uns zu trennen; zum Glück hat sie sich aber gestern Abend offen gegen mich ausgesprochen. — Ich habe sie enttäuscht und kann Dir nicht beschreiben, wie entzückt sie war, denn sie liebt mich, ja, sie liebt mich. Die Kälte, welche sie zur Schau trug, war ihr so lästig wie mir. Kurz, unsere grausame Trennung hat ein Ende und darnach beurtheile meine Freude."

„Es ist also wahr!" rief Joseph mit Thränen in den Augen aus. „Es ist also wahr, Herr Marquis! Sie sind nun für immer glücklich, da Ihnen nur noch die Liebe der Frau Marquise fehlte, oder vielmehr da ihre Abneigung Ihr einziges Unglück war, — wie Sie mir sagten —"

„Wem sonst hätte ich es sagen können, mein armer alter Joseph? — Kanntest Du nicht ... ein noch traurigeres Geheimniß? Doch — wir wollen nicht von Traurigem reden, — der heutige Tag ist zu schön. — Bemerkst Du vielleicht, daß ich geweint habe? — Das Glück, meine Freude war zu groß — ich erwartete es so wenig! — Ich bin recht schwach, nicht wahr?"

„Ach, Herr Marquis, Sie können recht wohl vor Freude weinen, — haben Sie doch so viel aus Schmerz geweint. Und — sehen Sie! — mache ich es nicht auch wie Sie? Und die Thränen gäbe ich nicht für zehn Jahre meines Lebens hin. — Ich fürchte nur noch eins —, daß ich nicht werde umhin können, vor der Frau Marquise auf die Knie zu fallen. — Sobald ich sie sehe..."

„Alter Narr! Du bist so unverständig wie Dein Herr. — Ich hege aber auch eine Besorgniß —"

„Mein Gott, welche?"

„Daß es nicht lange dauern wird —, ich bin zu glücklich. — Was fehlt mir noch?"

„Nichts, nichts, Herr Marquis, durchaus nichts."

„Eben deshalb. — Einem so vollkommnen und vollständigen Glücke traue ich nicht."

„Ach, wenn es nur das ist, Herr Marquis! Aber nein, ich wage nicht —"

„Ich verstehe Dich und — ich halte Deine Besorgniß für ungegründet. — Die Umwandlung, die mein Glück in mir hervorbringt, ist so groß, so gewaltig, daß ich überzeugt bin, fast geheilt zu sein —"

„Geheilt?"

„Hat mir der Arzt nicht hundert Mal gesagt, eine starke geistige Erschütterung reiche hin, die schreckliche Krankheit hervorzurufen und zu heilen? Warum sollten glückliche Erschütterungen nicht auch vermögen, uns zu heilen?"

„Wenn Sie es glauben, Herr Marquis, so wird es geschehen, oder es ist vielmehr schon geschehen, — Sie sind geheilt. — Ist denn heute ein heiliger Tag? Ja, wie Sie sagen, Herr Marquis, die Frau Marquise ist ein Engel vom Himmel und ich fange fast auch an zu erschrecken, Herr Marquis; es ist zu viel Glück für einen Tag. Doch — da fällt mir etwas ein, — um Sie zu beruhigen, braucht es nur eine kleine Unannehmlichkeit und damit kann ich, Gott sei Dank! dienen."

„Was giebt es?"

„Einer Ihrer Freunde hat sehr zum Glücke und sehr zu gelegener Zeit — wie gut sich das trifft! — einen Degenstoß erhalten, der freilich nicht bedeutend ist, aber das bleibt sich gleich, — es wird hinreichen, Sie so sehr zu verstimmen, daß dieser zu schöne heutige Tag doch, wie Sie wünschen, einen Flecken hat. — Freilich könnte man unter diesen Umständen wünschen, die Wunde möchte weit gefährlicher sein, indeß man muß zufrieden sein mit dem, was man eben hat."

„Willst Du schweigen! — Von wem sprichst Du?"

„Von dem Herzog von Lucenay."

„Er ist verwundet?"

„Ein wenig am Arme geritzt. — Er kam gestern hierher, um Ihnen einen Besuch zu machen und sagte, er würde diesen Vormittag wiederkommen, um eine Tasse Thee mit Ihnen zu trinken."

„Der arme Lucenay! Und warum hast Du mir nicht gesagt —?"

„Ich konnte gestern Abend den Herrn Marquis nicht sehen.“

Nach kurzem Nachdenken entgegnete Harville:

„Du hast Recht, diese leichte Unannehmlichkeit wird ohne Zweifel das neidische Schicksal befriedigen. Aber da fällt mir etwas ein; ich habe Lust, diesen Morgen ein Herrnfrühstück zu improvisiren für die Freunde Lucenay's — zur Feier des glücklichen Ausgangs seines Duells. — Da er diese Gesellschaft nicht erwartet, wird er sich darüber sehr freuen.“

„Das ist schön, Herr Marquis! Nur lustig! Holen Sie die verlorene Zeit ein! Wie viel Couverts? Damit ich es dem Haushofmeister sagen kann.“

„Sechs Personen in dem kleinen Winterspeisesaale.“

„Und die Einladungen?“

„Ich werde sie schreiben. Jemand aus dem Stalle setzt sich zu Pferde und trägt sie sogleich fort. Es ist noch früh am Tage und man wird Jedermann zu Hause antreffen. — Klingele!“

Joseph klingelte.

Herr von Harville trat in sein Cabinet und schrieb die folgenden Briefe ohne irgend eine Abänderung außer dem Namen des Eingeladenen.

„Mein lieber ***, das ist ein Circulär; es handelt sich um ein Impromptu. Lucenay wird diesen Morgen bei mir frühstücken und glaubt, mit mir allein zu sein; verschaffen Sie ihm die angenehme Ueberraschung und schließen Sie sich mir und einigen seiner Freunde an, die ich ebenfalls davon benachrichtige.

„Punkt zwölf Uhr. A. v. Harville.“

Ein Diener trat ein.

„Es soll sich sogleich Jemand zu Pferde setzen und diese Briefe abgeben,“ sagte Herr von Harville; dann wendete er sich an Joseph und setzte hinzu: „schreibe die Adressen: Herr Vicomte von St. Remy, — Lucenay kann ohne ihn nicht sein,“ sprach Harville bei sich; — „Herr von Monville — ein Reisegefährte des Herzogs; — Lord Douglas — mein treuer Partner im Whist; — der Baron von Sezannes — sein Jugendfreund. Hast Du geschrieben?“

„Ja, Herr Marquis.“

„Nun ohne Zeitverlust fort mit diesen Briefen,“ sagte Herr

von Harville. „Und, Philipp, bitte doch den Herrn Doublet, zu mir zu kommen.“

Philipp ging hinaus.

„Was hast Du?“ fragte Harville den alten Joseph, der ihn staunend ansah.

„Ich kann gar nicht wieder zu mir kommen, Herr Marquis, — ich habe Sie nie so heiter, so rüstig gesehen und dann haben Sie rothe Wangen, während Sie sonst immer blaß aussahen, Ihre Augen blitzen —“

„Das Glück, alter Joseph, das Glück! Du mußt mir bei einer Intrigue beistehen, Dich bei Mademoiselle Julie erkundigen, die, wie ich glaube, die Diamanten meiner Frau unter sich hat —“

„Ja, Herr Marquis, Mademoiselle Julie hat die Diamanten in ihrer Verwahrung; ich half ihr vor acht Tagen bei dem Putzen des Schmuckes.“

„Geh zu ihr und frage sie nach dem Namen und der Adresse des Juweliers ihrer Gebieterin, verbiete ihr aber, der Marquise etwas davon zu sagen.“

„Ich verstehe, Herr Marquis, — eine Ueberraschung...“

„Schnell, schnell! Da kommt Doublet.“

Der Intendant trat wirklich ein, während Joseph hinausging.

„Ich habe die Ehre den Befehlen des Herrn Marquis Folge zu leisten.“

„Mein lieber Herr Doublet, ich werde Sie erschrecken,“ sagte Harville lächelnd; „Sie werden die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen.“

„Ich, Herr Marquis?“

„Ja, Sie.“

„Ich werde thun, was möglich ist, um den Herrn Marquis zufrieden zu stellen.“

„Ich will viel Geld ausgeben, ungeheuer viel Geld.“

„Das können wir ja, Herr Marquis; wir haben es, Gott sei Dank!“

„Ich trage mich lange mit einem Bauplane, möchte dem rechten Flügel des Hauses nach dem Garten zu eine Galerie hinzufügen. Ich habe lange geschwankt und bisher nichts gegen Sie erwähnt, jetzt aber bin ich entschlossen. Mein Baumeister wird zu bitten sein, einmal zu mir zu kommen und dar-

über mit mir zu sprechen. Nun, Doublet, Sie erschrecken vor dieser Ausgabe nicht?"

„Ich kann versichern, daß ich nicht erschrecke —"

„Diese Galerie oder dieser Saal soll für große Gesellschaften und Feste bestimmt sein; sie soll schnell, wie durch Zauberei, hergestellt werden. Da nun aber solche Zauberei sehr theuer ist, so werden wir 15 bis 20,000 Liv. Renten verkaufen müssen, um die Ausgaben bestreiten zu können, denn die Arbeiten sollen so bald als möglich beginnen."

„Sehr verständig. Ich habe immer gesagt, es fehlt dem Herrn Marquis nichts als eine Leidenschaft, ein Steckenpferd. Die Baulust hat das Gute, daß das Gebaute bleibt. Wegen des Geldes brauchen der Herr Marquis nicht besorgt zu sein. Gott sei Dank, Sie können diesen Einfall recht wohl ausführen."

In diesem Augenblicke trat Joseph wieder ein.

„Da", sagte er, „ist die Adresse des Juweliers; er heißt Baudoin," sagte er zu dem Marquis von Harville.

„Mein lieber Doublet, haben Sie die Güte, zu diesem Juwelier zu gehen und ihn zu ersuchen, binnen einer Stunde eine Diamantenschnur hierher zu bringen, für die ich etwa zweitausend Louisd'or anzulegen gedenke. Die Frauen haben nie Juwelen genug, zumal da man jetzt sogar die Kleider damit besetzt. Wegen der Bezahlung werden Sie sich mit dem Juwelier einigen."

„Ja, Herr Marquis. — Auch hier zaudere ich nicht. Bei den Diamanten ist es wie bei den Gebäuden; sie bleiben und behalten ihren Werth, und dann wird diese Ueberraschung der Frau Marquise ohne Zweifel Vergnügen machen, ungerechnet die Freude, die Sie sich selbst schaffen. Wie ich kürzlich die Ehre hatte zu bemerken, es giebt in der Welt keinen glücklichern Menschen als den Herrn Marquis."

„Die Glückwünsche des Herrn Doublet," entgegnete Harville lächelnd, „treffen merkwürdiger Weise stets den rechten Zeitpunkt."

„Das ist auch ihr einziges Verdienst, Herr Marquis, nebst dem, daß sie wirklich vom Herzen kommen. Ich eile zu dem Juwelier," sagte Doublet und ging hinaus.

Harville, der nun wieder allein war, ging, die Arme auf

der Brust übereinander geschlagen, mit stierem Auge, nachdenkend in dem Zimmer auf und ab.

Der Ausdruck seines Gesichtes änderte sich plötzlich; es lag darin nicht mehr jene Zufriedenheit, durch welche der alte Diener und der Intendant des Marquis sich hatten täuschen lassen, sondern ruhige, kalte Entschlossenheit.

Nachdem er eine Zeit lang auf- und abgegangen war, sank er auf einen Stuhl, gleichsam niedergedrückt von der Last seiner Schmerzen, stemmte beide Elnbogen auf seinen Schreibtisch und stützte die Stirn auf beide Hände.

Nach wenigen Augenblicken fuhr er plötzlich wieder empor, wischte eine Thräne ab, die sein geröthetes Augenlid befeuchtete und sprach mit Anstrengung:

„Muth! Muth!“

Er schrieb sodann an verschiedene Personen über ziemlich unbedeutende Gegenstände und bestimmte oder verschob verschiedene Zusammenkünfte auf mehrere Tage hinaus. Eben war er mit diesen Briefen zu Ende, als Joseph wieder eintrat, der so heiter war, daß er sich sogar soweit vergaß, auch ein Liedchen zu trällern.

„Joseph, Du hast eine schöne Stimme,“ sagte der Marquis lächelnd zu ihm.

„Desto schlimmer, Herr Marquis; in mir singt es so stark, daß ich es außen höre —“

„Du wirst diese Briefe zur Post besorgen.“

„Ja, Herr Marquis; aber wo wollen Sie die geladenen Herrn empfangen?“

„Hier, in meinem Zimmer. Sie werden nach dem Frühstück rauchen und der Tabaksgeruch dringt von hier nicht bis zu meiner Frau.“

In diesem Augenblicke hörte man einen Wagen in den Hof rollen.

„Die Frau Marquise fährt aus; sie hat ihre Equipage sehr zeitig bestellt,“ sagte Joseph.

„Geh und bitte sie, zu mir zu kommen, ehe sie ausfährt.“

„Ja, Herr Marquis.“

Kaum hatte sich der Diener entfernt, als Harville an den Spiegel trat und sich aufmerksam betrachtete.

„Gut, gut,“ sagte er mit dumpfer Stimme vor sich hin. — „Rothe Wangen, blitzende Augen — vor Freude oder Fieber —

es kommt nichts darauf an, wenn man sich nur dadurch täuschen läßt. — Nun noch ein Lächeln um die Lippen! Es giebt so viele Arten des Lächelns —, wer könnte das falsche von dem ächten unterscheiden? Wer vermöchte durch die lügnerische Maske hindurch zu blicken und zu sagen, hinter diesem Lächeln verborgen liegt eine finstere Verzweiflung? Diese lärmende Lustigkeit verbirgt einen Todesgedanken? Wer könnte dies errathen? Niemand — glücklicher Weise Niemand. Niemand? Ach ja, die Liebe würde sich doch nicht täuschen lassen; ihr scharfer Blick würde die Wahrheit errathen. — Aber ich höre meine Frau, — meine Frau!? Zu Deiner Rolle, unglückseliger Schauspieler!"

Clemence trat in das Zimmer Harville's.

„Guten Morgen, Albert, lieber Bruder!" sagte sie mit liebevollem Tone zu ihm, indem sie ihm die Hand reichte. Als sie das Lächeln ihres Mannes bemerkte, setzte sie hinzu: „Was ist Dir? Du siehst so freudestrahlend aus."

„Ich dachte eben an Dich, liebes Schwesterchen, und überdies beherrscht mich ein vortrefflicher Vorsatz —"

„Das wundert mich nicht —"

„Alles, was gestern geschehen ist, Dein bewundernswürdiger Edelmuth, das herrliche Benehmen des Fürsten hat mir viel zu denken gegeben und ich habe mich ganz zu Deinen Ideen bekehrt, ganz und gar. Ich bedaure mein gestriges Aufbrausen, das Du wenigstens aus Koketterie entschuldigen wirst, nicht wahr?" setzte er lächelnd hinzu, „denn Du würdest mir es doch nicht verziehen haben, wenn ich so leicht Deiner Liebe entsagt hätte..."

„Welche Sprache, welche glückliche Veränderung!" rief die Frau von Harville aus. „Ich wußte es wohl, daß Du mich verstehen würdest, wenn ich mich an Dein Herz, an Deinen Verstand wendete. — Jetzt zweifele ich an der Zukunft nicht mehr —"

„Auch ich nicht, Clemence. Ja, seit meinem Vorsatz von dieser Nacht hat sich diese Zukunft, die mir so düster und unklar vorkam, merkwürdiger Weise aufgeklärt —"

„Nichts natürlicher, lieber Freund, und wir wollen nun, geschwisterlich aufeinander gestützt, einem Ziele entgegen gehen. Am Ende unserer Laufbahn werden wir uns so wiederfinden, wie wir jetzt sind. Ich wünsche von Herzen, daß Du glück-

lich sein mögest und Du wirst es sein, denn hier —" und sie legte einen Finger auf die Stirn. Mit reizendem Lächeln senkte sie aber bald die Hand, legte sie auf ihr Herz und fuhr fort: „Nein, ich irre mich, hier wird dieser gute Gedanke wachen für Dich — und auch für mich und Du wirst erfahren, was ein fest entschlossenes Herz vermag."

„Theure Clemence —," fiel Harville ein, der sein überströmendes Gefühl kaum mäßigen konnte und erst nach einigen Augenblicken lächelnd fortfuhr:

„Ich ließ Dich bitten, einen Augenblick zu mir zu kommen, weil ich Dir sagen wollte, daß ich diesen Morgen den Thee nicht bei Dir trinken kann. — Ich habe mehrere Freunde zum Frühstück bei mir, das gleichsam improvisirt worden ist zur Feier des glücklichen Ausganges des Duells des armen Lucenay, der übrigens durch seinen Gegner nur leicht verwundet worden ist."

Die Frau von Harville erröthete, als sie an die Ursache dieses Duells dachte, — ein beleidigendes Wort, das Lucenay in ihrer Gegenwart zu Herrn Karl Robert gesagt hatte.

Die Erinnerung war schmerzlich für Clemence, denn sie erweckte in ihr eine Verirrung, deren sie sich jetzt schämte.

Um diesem peinlichen Gefühle zu entgehen, sagte sie zu ihrem Manne:

„Ein seltsames Zusammentreffen! Der Herzog von Lucenay frühstückt bei Dir und ich gehe, um mich, vielleicht auf etwas zudringliche Weise, bei der Herzogin von Lucenay zum Frühstück zu bitten. Ich habe mit ihr viel über meine beiden unbekannten Schützlinge zu sprechen. Von ihr aus denke ich mit der Frau von Blainval das Gefängniß St. Lazarus zu besuchen, denn ich intriguire jetzt, um zu den jungen Verhafteten zu gelangen."

„Du bist wirklich unersättlich," sagte Harville lächelnd; dann setzte er mit schmerzlicher Bewegung hinzu, die sich trotz seiner Anstrengung etwas verrieth: „so werde ich Dich also nicht wiedersehen — heute?"

„Ist Dir es unangenehm, daß ich so früh ausgehe?" fragte Clemence, die sich über den Ton seiner Stimme wunderte. „Wenn — Du es wünschest, kann ich meinen Besuch bei der Herzogin von Lucenay verschieben."

Der Marquis war nahe daran sich zu verrathen, er nahm aber schnell den freundlichsten Ton wieder an und sagte:

„Ja, liebes Schwesterchen, es thut mir leid, daß Du so zeitig ausgehst und ich werde Deine Rückkehr mit Ungeduld erwarten, — es sind dies Fehler, die ich so leicht nicht ablegen werde."

„Es würde mir auch leid thun, wenn Du diesen Fehler ablegtest."

Die Klingel meldete einen Besuch.

„Da kommt ohne Zweifel Einer Deiner Gäste," sagte Frau von Harville. — „Ich verlasse Dich. — Was hast Du für den Abend vor? Wenn Du noch nichts beschlossen hast, so verlange ich, daß Du mich in das italienische Theater begleitest. Vielleicht macht Dir die Musik jetzt mehr Vergnügen."

„Ich füge mich mit dem größten Vergnügen in Deine Befehle."

„Gehst Du bald aus und wirst Du vor Tische wieder hier sein?"

„Ich gehe nicht aus. Du wirst mich hier treffen —"

„So werde ich nach meiner Rückkehr fragen, ob Du Dich bei dem Frühstücke gut unterhalten hast."

„Adieu, Clemence."

„Adieu, lieber Freund; auf baldiges Wiedersehen. Ich räume das Feld und wünsche Euch vieles Vergnügen und sei recht lustig!"

Nachdem Clemence ihrem Manne herzlich die Hand gedrückt hatte, ging sie durch die eine Thüre hinaus, als eben der Herzog von Lucenay durch eine andere hereintrat.

„Sie wünscht mir vieles Vergnügen und fordert mich auf, lustig zu sein. In dem Worte Adieu, in diesem letzten Rufe meiner verzweifelnden Seele, in diesem Worte eines ewigen Abschiedes, hat sie — ein baldiges Wiedersehen verstanden und sie geht ruhig und lächelnd fort. — Das macht meiner Verstellungskunst Ehre. Beim Himmel, ich glaubte es nicht, ein so guter Schauspieler zu sein. — Da kommt Lucenay."

XI.

Das Frühstück.

Der Herzog von Lucenay trat in das Zimmer Harville's.

Die Wunde des Herzogs war so unbedeutend gewesen, daß er seinen Arm nicht einmal mehr im Bunde trug. Sein Gesicht hatte noch immer den hochmüthigen Ausdruck, seine quecksilberne Unruhe hatte sich nicht gelegt und seine Spottsucht, seine Freude an Neckereien herrschte noch immer in ihm vor. Trotz seinen Seltsamkeiten, trotz seinen geschmacklosen Witzen, trotz seiner maßlos großen Nase, die seinem Gesichte ein fast groteskes Aussehen gab, hatte Lucenay, wie bereits erwähnt, nichts Gemeines, weil er stets eine gewisse natürliche Würde bewahrte.

„Für wie gleichgiltig müssen Sie mich halten, lieber Heinrich," sagte Harville, indem er Lucenay die Hand reichte; „aber ich habe wirklich erst diesen Morgen von Ihrem unglücklichen Abenteuer gehört —"

„Unglücklich! gehen Sie, Marquis! Ich habe in meinem Leben nie so herzlich gelacht. — Der vortreffliche Herr Robert sah so feierlich entschlossen aus, die Meinung nicht gelten zu lassen, daß er die Fettsucht habe! Das war, wissen Sie es nicht? die Ursache des Duelles. Ich habe ihn in dem ***schen Gesandtschaftshôtel in Gegenwart Ihrer Frau und der Gräfin Mac Gregor gefragt, wie es mit seiner Fettsucht stehe, — inde irae, denn unter uns, er leidet an dieser Sucht keineswegs. Aber das bleibt sich gleich. — Sie sehen ein, sich so etwas vor hübschen Frauen sagen zu lassen, — macht böses Blut."

„Welcher Einfall! Daran erkenne ich Sie. — Aber wer ist der Herr Robert?"

„Ich weiß es wahrhaftig nicht. Ich habe ihn im Bade kennen gelernt; er ging im Wintergarten der Gesandtschaft an uns vorüber und ich rief ihn, um ihn zu necken. Den zweiten Tag darauf gab er mir statt der Antwort einen kleinen Degenstoß. So stehen wir mit einander. Doch genug von diesen Albernheiten. Ich bin gekommen, um Sie um eine Tasse Thee zu bitten."

Bei diesen Worten warf sich Lucenay auf ein Sopha, worauf er seinen Stock zwischen die Wand und den Rahmen eines Gemäldes steckte, das über ihm hing, und anfing, dasselbe hin und her zu bewegen.

„Ich erwartete Sie, lieber Heinrich, und habe Ihnen eine Ueberraschung zugedacht," sagte Harville.

„Ah! Und welche?" rief Lucenay aus, indem er an dem Gemälde so stark rüttelte, daß es beinahe herunter fiel.

„Sie werden sich das Gemälde auf den Kopf werfen," sagte Harville.

„Sie haben wahrhaftig Recht. — Sie besitzen einen Adlerblick. — Aber die Ueberraschung, die Ueberraschung!"

„Ich habe einige gute Freunde gebeten, mit uns hier zu frühstücken."

„Bravo, Marquis, bravissimo! erzbravissimo!" rief Lucenay aus voller Kehle, indem er mit aller Kraft mit dem Stocke auf die Sophakissen schlug.

„Und wer wird kommen? Saint Remy? — Nein, der ist seit einigen Tagen auf dem Lande. Was zum Teufel kann er mitten im Winter auf dem Lande suchen?"

„Wissen Sie gewiß, daß er nicht in Paris ist?"

„Ganz gewiß. Ich habe ihn aufgefordert, mein Secundant zu sein. — Er war aber fort und ich wählte Lord Douglas und Sezannes."

„Das trifft sich vortrefflich. Sie kommen auch."

„Bravo! bravo!" schrie Lucenay von neuem. Dann wälzte und schnellte er sich auf dem Sopha umher und begleitete so sein unmenschliches Schreien.

Die acrobatischen Kunststücke des Herzogs von Lucenay wurden durch die Ankunft des Herrn von St. Remy unterbrochen.

„Ich brauche nicht zu fragen, ob Lucenay hier sei," sagte der Vicomte. „Man hört ihn unten."

„Wie, sind Sie es, Freund des Landlebens, Wehrwolf?" rief ihm der Herzog entgegen, indem er rasch aufsprang. „Man glaubte, Sie wären auf dem Lande —"

„Ich bin seit gestern zurückgekommen. Eben erhielt ich die Einladung Harville's und ich flog herbei, hocherfreut über diese angenehme Ueberraschung," — und St. Remy reichte Lucenay, dann dem Marquis die Hand.

„Ich bin Ihnen für diese Eile sehr verbunden, lieber Saint Remy. Müssen sich die Freunde Lucenay's über den glücklichen Ausgang des Duells nicht freuen, das doch traurige Folgen haben konnte?"

„Aber," begann der Herzog nochmals, „was hatten Sie mitten im Winter auf dem Lande zu schaffen, Saint Remy? Ich möchte das gar zu gern wissen."

„Wie neugierig er ist!" entgegnete der Vicomte zu Herrn von Harville gewendet. Dann antwortete er dem Herzoge: „ich will mich ein wenig von Paris entwöhnen, da ich es doch bald verlassen muß —"

„Ach ja, der schöne Einfall, sich der französischen Gesandtschaft in Gerolstein beigeben zu lassen! Lassen Sie doch Ihre diplomatischen Grillen ruhen; Sie werden nicht nach Gerolstein reisen; meine Frau sagt es und Jedermann wiederholt es."

„Ich versichere Sie, daß sich die Frau Herzogin irrt, wie Jedermann."

„Sie hat Ihnen in meiner Gegenwart gesagt, daß es eine Thorheit sei —"

„Ich habe deren in meinem Leben mehrere begangen."

„Elegante und charmante Thorheiten und Streiche, das lass' ich gelten, wie z. B. Ihren fürstlichen Aufwand, der Sie eigentlich ruiniren sollte; aber sich in einem Loche, wie es jener Hof, Gerolstein ist, zu begraben! Das ist kein thörichter, das ist ein dummer Streich und Sie sind viel zu geistreich, als daß Sie eine Dummheit begehen könnten."

„Nehmen Sie sich in Acht, lieber Lucenay! Wenn Sie schlecht von jenem deutschen Hofe sprechen, haben Sie es mit Harville zu thun, mit dem vertrauten Freunde des regierenden Großherzogs, der mich übrigens kürzlich bei dem ***schen Gesandten außerordentlich freundlich aufgenommen hat."

„Wahrhaftig, lieber Heinrich," entgegnete Harville, „wenn Sie den Großherzog kännten, wie ich ihn kenne, Sie würden einsehen, warum Saint Remy gar nicht abgeneigt ist, einige Zeit in Gerolstein zuzubringen."

„Ich glaube Ihnen, Marquis, obgleich man Ihren Großherzog für einen Sonderling erklärt. Dadurch bin ich aber mit meiner Meinung noch keinesweges widerlegt, daß ein Mann, wie Saint Remy, die Crême der Crême, nur in Paris leben kann, nur in Paris Werth hat."

Die andern Gäste Harville's waren eben auch angekommen, als Joseph eintrat und seinem Gebieter einige Worte zuflüsterte.

„Meine Herren, Sie werden erlauben," sagte der Marquis. „Der Juwelier meiner Frau bringt mir eben Diamanten, die ich ihr zu einem Geschenke auswählen will. Sie kennen dies, Lucenay; wir sind Ehemänner von altem Schrot und Korn —"

„Eine Ueberraschung?" fiel der Herzog ein. „Nun, meine Frau hat mich gestern auf eine famose Weise auch überrascht."

„Durch ein glänzendes Geschenk?"

„Sie verlangte von mir — hunderttausend Francs."

„Und da Sie sehr freigebig sind, so haben Sie ihr das Geld ..."

„Geliehen! Es wird auf ihr Gut in Arnouville geschrieben. Gute Rechnung erhält die Freundschaft. Aber das bleibt sich gleich; 100,000 Frcs. binnen zwei Stunden Jemanden zu leihen, der das Geld braucht, ist eine große und seltene Gefälligkeit. Nicht wahr, Verschwender? Sie verstehen sich doch auf Anleihen," setzte der Herzog von Lucenay lächelnd gegen Saint Remy hinzu, ohne zu ahnen, wie richtig diese Worte trafen.

Der Vicomte erröthete trotz seiner Keckheit zuerst ein wenig, dann entgegnete er frech:

„Hunderttausend Francs! Das ist ja eine ungeheure Summe. Wozu kann eine Frau hunderttausend Francs brauchen? Bei uns Männern freilich ..."

„Ich weiß es wahrhaftig nicht, was meine Frau mit dieser Summe anfangen will, auch ist es mir sehr gleichgiltig. Schulden für Putz wahrscheinlich ..., nun es ist ihre Sache. Und dann seht Ihr wohl ein, daß es nicht nobel gewesen wäre, sie zu fragen, was sie mit dem Gelde anfangen wolle —"

„Die Darleiher sind aber doch sonst immer sehr neugierig zu wissen, was man mit dem Gelde anfangen will, welches man von ihnen leiht," sagte der Vicomte lachend.

„Saint Remy," fiel Harville ein, „Sie besitzen einen so vortrefflichen Geschmack, Sie werden mir den Schmuck für meine Frau aussuchen helfen. Ihre Zustimmung wird meine Wahl

entscheiden, denn gegen Ihre Ansichten in Modeangelegenheiten wendet Niemand etwas ein."

Der Juwelier trat mit mehreren Schmuckkästchen in einer großen Ledertasche ein.

„Es ist Herr Baudoin!" sagte der Herzog von Lucenay.

„Ich mache Ihnen mein Compliment, Herr Herzog."

„Gewiß sind Sie es, der meine Frau in Versuchung führt und ruinirt?" fuhr Lucenay fort.

„Die Frau Herzogin hat diesen Winter ihre Diamanten nur neu fassen lassen," antwortete der Juwelier in einer gewissen Verlegenheit. „Eben habe ich sie zu ihr getragen."

Herr von Saint Remy wußte, daß die Herzogin von Lucenay, um ihn unterstützen zu können, ihre Juwelen gegen falsche Diamanten vertauscht hatte. Dieses Zusammentreffen war ihm unangenehm, aber er sprach frech weiter:

„Die Ehemänner sind doch sehr neugierig! Sagen Sie nichts, Herr Baudoin!"

„Neugierig bin ich wahrhaftig nicht," entgegnete der Herzog. „Meine Frau bezahlt und sie kann sich solche Einfälle wohl erlauben, da sie reicher ist als ich."

Während dieses Gesprächs hatte Herr Baudoin mehrere Colliers von Rubinen und Diamanten auf einem Schreibtische ausgebreitet.

„Welcher Glanz! Und wie vortrefflich sind die Steine geschnitten!" sagte Lord Douglas.

„Ich beschäftigte mit dieser Arbeit einen der besten Steinschneider in Paris; leider ist derselbe verrückt geworden und ich werde schwerlich wieder einen solchen Arbeiter finden. Meine Steinmäklerin sagte mir, der Mann habe wahrscheinlich aus Armuth den Verstand verloren."

„Aus Armuth! Und Sie vertrauen so armen Leuten Diamanten an?"

„Allerdings und man kennt kein Beispiel, daß ein Steinschneider einen Diamanten entwendet habe, ob sie sich gleich meist nicht in guten Verhältnissen befinden."

„Wie viel kostet dieses Collier?" fragte Harville.

„Der Herr Marquis wird bemerken, daß die Steine vom reinsten Wasser und vortrefflich geschnitten, auch fast alle von gleicher Größe sind."

„Das sind für Ihren Beutel sehr bedrohliche Antworten,

Harville," sagte Saint Remy lachend. „Sie müssen erwarten, eine sehr bedeutende Summe genannt zu hören."

„Sprechen Sie sogleich Ihre geringste Forderung aus, Herr Baudoin."

„Ich möchte mit dem Herrn Marquis auch nicht lange handeln. Der niedrigste Preis ist 42,000 Frcs."

„Meine Herren," rief Lucenay sogleich aus, „bewundern wir Alle unsern Freund Harville! Seine Frau mit einem Geschenke von 42,000 Frcs. zu überraschen! Der Teufel! Wir dürfen kein Wort davon ausplaudern; es wäre ein höchst verderbliches Beispiel."

„Lachen Sie so viel Sie wollen, meine Herrn," entgegnete Harville. „Ich bin in meine Frau verliebt und verheimliche es nicht; ich spreche es vielmehr laut aus und rühme mich dessen."

„Man sieht es ja," fiel Saint Remy ein; „ein solches Geschenk spricht lauter als alle Betheuerungen."

„Ich nehme also dieses Collier," sagte Harville, „vorausgesetzt, Saint Remy, daß Ihnen diese Fassung von schwarzer Email gefällt."

„Sie hebt das Feuer der Steine noch mehr heraus."

„Es bleibt also bei der Wahl," sagte Harville nochmals. „Rechnen Sie mit Herrn Doublet, meinem Geschäftsführer, Herr Baudoin."

„Herr Doublet hat schon mit mir darüber gesprochen, Herr Marquis," antwortete der Juwelier, der hinausging, nachdem er, ohne sie zu zählen (so groß war sein Vertrauen), die verschiedenen Steine, die er gebracht und die Saint Remy während des Gesprächs lange und aufmerksam gemustert und in die Hand genommen, wieder in seine große Ledertasche gesteckt hatte.

Harville gab das Collier Joseph, der da geblieben war und sagte leise zu ihm:

„Julie muß diese Diamanten geschickt zu denen ihrer Gebieterin legen, damit die Ueberraschung vollständig ist."

In diesem Augenblicke meldete der Haushofmeister, daß das Frühstück servirt sei und die Gäste des Marquis begaben sich in den Speisesaal, wo sie Platz nahmen.

„Wissen Sie, lieber Harville," sagte Lucenay, „daß Ihr

Haus eines der elegantesten und besteingerichteten in Paris ist?"

„Es ist ziemlich bequem, ja, aber nicht geräumig genug. Ich habe deshalb die Absicht, einen Saal nach dem Garten zu anbauen zu lassen. Meine Frau wünscht einige große Bälle zu geben und unsere drei Säle würden nicht Raum genug gewähren. Mir ist nichts lästiger, als wenn bei großen Gesellschaften die Zimmer mit benutzt werden müssen, welche man gewöhnlich bewohnt und aus denen man nun auf einige Zeit verdrängt wird."

„Dieser Meinung bin ich auch," sagte Herr von Saint Remy; „nichts ist mesquiner und bürgerlicher, als das nothwendige Ausziehen wegen Bällen und Concerten. Will man, ohne genirt zu sein, wahrhaft schöne Feste veranstalten, so muß man ihnen einen ganz besondern, ausschließlichen Raum widmen. Auch müssen die großen und blendenden Ballsäle einen ganz andern Character haben als die gewöhnlichen Salons; es findet zwischen diesen beiden Arten Sälen derselbe Unterschied statt wie zwischen der Frescomalerei und den Staffeleigemälden."

„Er hat Recht," antwortete Harville. „Wie Schade, daß Saint Remy nicht zwölf bis funfzehn hunderttausend Francs Renten besitzt! Was würden wir bei ihm zu bewundern haben!"

„Sollte nicht das Land, da wir das Glück haben, eine repräsentative Regierung zu besitzen," fiel Lucenay ein, „jährlich für Saint Remy eine Million bewilligen und ihm den Auftrag geben, in Paris den französischen Geschmack, die französische Eleganz zu repräsentiren, welche auf diese Weise über den Geschmack, über die Eleganz Europas, — der Welt entscheiden würden?"

„Angenommen!" rief man im Chor.

„Die jährliche Million müßte als außerordentliche Abgabe von den Knickern erhoben werden, die ein großes Vermögen besitzen, aber angeklagt und überführt wurden, wie Pfennigfuchser zu leben," setzte Lucenay hinzu. „Die Function als Hoherpriester oder vielmehr als Großmeister der Eleganz, die man Saint Remy übertragen, würde einen außerordentlichen Einfluß auf den allgemeinen Geschmack haben ..."

„Er würde das Muster sein, dem Jedermann gleichzukommen streben müßte."

„Das ist klar."

„Dadurch, daß man ihn nachahmte, würde der Geschmack sich verbessern —"

„Zur Zeit der Renaissance war der Geschmack überall vortrefflich, weil man ihn nach dem ausgezeichneten der Aristocratie modelte."

„An der ernsten Wendung, welche die Frage nimmt," fiel Harville heiter ein, „erkenne ich, daß weiter nichts nöthig ist, um die Stelle eines Großmeisters der französischen Eleganz zu schaffen, als eine Petition an die Deputirtenkammer zu richten."

„Da die Deputirten ohne Ausnahme sehr großartige, kunstfördernde Ideen haben wollen, so wird der Antrag mit Acclamation angenommen werden."

„Bis diese Entscheidung die Oberherrschaft rechtskräftig macht, welche Saint Remy factisch ausübt," sagte Herr von Harville, „möchte ich ihn um seinen Rath in Bezug auf den Saal befragen, den ich bauen will. Seine Ansichten über den Glanz der Feste haben Eindruck auf mich gemacht."

„Meine geringen Fähigkeiten stehen zu Ihren Diensten, Harville."

„Und wann werden wir die neue Pracht einweihen?"

„Wahrscheinlich im nächsten Jahre, denn ich lasse die Arbeiten sogleich beginnen."

„Welcher Plänemacher Sie sind!"

„O, ich habe noch andere Pläne. — Ich denke „Val Richer" völlig umzugestalten."

„Ihre Besitzung in Burgund?"

„Ja. Es läßt sich etwas Vortreffliches daraus machen, wenn ... mir Gott Leben und Gesundheit schenkt."

„Armer alter Mann!"

„Haben Sie nicht erst kürzlich eine Meierei bei Val Richer zur Arrondirung gekauft?"

„Ja und es war dies ein sehr gutes Geschäft, zu dem mir mein Notar rieth."

„Wer ist der seltene und kostbare Notar, der zu so guten Geschäften räth?"

„Herr Jacob Ferrand."

Saint Remy konnte bei diesem Namen einen leichten Schauer nicht unterdrücken.

„Ist er wirklich so rechtschaffen als man ihn rühmt?“ fragte er leicht hingeworfen Harville, der sich in diesem Augenblicke dessen erinnerte, was Rudolph Clemence von dem Notar erzählt hatte.

„Jacob Ferrand! Welche Frage! Er ist ein Mann von wahrhaft antiker Redlichkeit,“ sagte der Herzog von Lucenay.

„So geachtet wie achtbar.“

„Sehr fromm — das verdirbt nichts.“

„Außerordentlich geizig, was eine Bürgschaft für seine Clienten ist.“

„Kurz er ist einer der Notare von altem Schrot und Korn, die fragen, für was man sie halte, wenn es einem einfällt, von einer Quittung für das Geld zu sprechen, das man ihnen übergeben hat.“

„Blos deshalb würde ich ihm mein ganzes Vermögen anvertrauen.“

„Warum zweifelt Saint Remy an diesem würdigen Manne von sprichwörtlicher Rechtschaffenheit?“

„Ich wiederhole nur umlaufende Gerüchte; übrigens habe ich keinen Grund, diesem Phönix der Notare etwas zu bestreiten. Doch um wieder auf Ihre Pläne zu kommen, Harville, — was wollen Sie in Val Richer bauen? Das Schloß soll bewundernswürdig sein.“

„Sie werden zu Rathe gezogen werden, beruhigen Sie sich, lieber Saint Remy, und vielleicht früher, als Sie es glauben, denn ich verspreche mir Freude von diesen Arbeiten. Ich kann mir nichts Ansprechenderes denken als Interessen und Pläne, die sich an einander knüpfen und uns auf Jahre hinaus beschäftigen. Heute diesen Plan, — in einem Jahre jenen, — später einen andern, — dazu eine schöne Frau, die man anbetet, die an allen Plänen und Entwürfen Antheil nimmt, und Sie werden gestehen, daß auf diese Weise das Leben angenehm vergeht.“

„Ich glaube es wahrhaftig. Es ist ein Paradies auf Erden.“

„Nun, meine Herrn,“ sagte Harville, als das Frühstück beendigt war, „wenn Sie eine Cigarre in meinem Zimmer rauchen wollen, — Sie werden vortreffliche finden.“

Man stand auf und ging wieder in das Zimmer des Marquis. Die Thüre seines Schlafzimmers, das daran stieß, stand offen. Wir haben gesagt, daß der einzige Schmuck dieses Zimmers zwei Schränke mit schönen Gewehren waren.

Lucenay, der sich eine Cigarre angezündet hatte, folgte dem Marquis in dieses Gemach.

„Sie sehen, ich bin noch immer ein Gewehrliebhaber," sagte Harville zu ihm.

„Sie besitzen wirklich vortreffliche englische und französische Gewehre. Ich wüßte nicht, welchen ich den Vorzug geben sollte. Douglas!" rief der Herzog. „Kommen Sie und sehen Sie, ob diese Gewehre nicht mit den besten Matons wetteifern können."

Lord Douglas, Saint Remy und zwei andere Gäste traten in das Schlafzimmer des Marquis, um die Gewehre zu besichtigen.

Harville nahm ein Pistol, spannte den Hahn und sagte lachend:

„Das, meine Herrn, ist die Universal-Panacee gegen alle Leiden, den Spleen, die Langeweile..."

Er hielt scherzend das Rohr an den Mund.

„Ich ziehe doch ein anderes Mittel vor," sagte Saint Remy. „Das hier ist nur in den verzweifelten Fällen gut."

„Es wirkt aber so rasch!" entgegnete Harville. „Knall! und es ist geschehen. Der Gedanke ist nicht schneller."

„Nehmen Sie sich in Acht, Harville, solche Späße sind immer gefährlich. Wie bald ist ein Unglück geschehen!" sagte Lucenay, als er den Marquis das Pistol den Lippen noch immer näher bringen sah.

„Glauben Sie denn, ich würde damit spielen, wenn es geladen wäre?"

„Das nicht, aber es ist immer unvorsichtig —"

„Sehen Sie, meine Herrn, so macht man es — Man nimmt das Rohr zwischen die Zähne und dann —"

„Mein Gott, Harville, wie thöricht!" sagte Lucenay mit Achselzucken.

„Man legt den Finger an den Drücker," setzte Harville hinzu.

„Er ist ein wahres Kind! In seinem Alter!"

„Eine kleine Bewegung," fuhr der Marquis fort, „und man ist — in jener Welt —"

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der Schuß losging.

Harville hatte sich eine Kugel durch den Kopf gejagt.

— — — — — — — — — — — —

Wir unternehmen es nicht, das Staunen und Entsetzen der Gäste Harville's zu schildern.

Am nächsten Tage las man in einer Zeitung:

„Gestern hat ein eben so unerwartetes als trauriges Er-„eigniß die ganze Vorstadt Saint Germain in Bestürzung ver-„setzt. Eine jener Unvorsichtigkeiten, die jedes Jahr so betrü-„bende Unfälle herbeiführen, hat ein schreckliches Unglück ver-„anlaßt. Wir können die Richtigkeit der nachstehenden Anga-„ben verbürgen:

„Der Herr Marquis von Harville, der Besitzer eines un-„ermeßlichen Vermögens, kaum sechsundzwanzig Jahre alt, „bekannt durch seine Herzensgüte und seinen Edelmuth, seit „wenigen Jahren mit einer Frau verheirathet, die er vergötterte, „hatte einige Freunde zum Frühstücke um sich versammelt. „Nach Tische ging man in das Schlafzimmer des Herrn von „Harville, wo sich mehrere werthvolle Gewehre befanden. In-„dem Herr von Harville seinen Gästen einige dieser Gewehre „zeigte, nahm er scherzend ein Pistol, das er für nicht geladen „hielt und setzte es an seine Lippen. In aller Sicherheit drückte „er an dem Drücker, der Schuß ging los und der unglückliche „junge Mann sank mit entsetzlich zerschmettertem Kopfe todt „nieder . . . Man denke sich die entsetzliche Bestürzung der „Freunde des Herrn von Harville, denen er einen Augenblick „vorher in Jugendkraft und vollem Glücke verschiedene Pläne „mitgetheilt hatte! Ueberdies hatte Herr von Harville, als ob „alle Umstände dieses schmerzlichen Ereignisses zusammenkom-„men müßten, um dasselbe durch peinliche Contraste noch grau-„samer zu machen, denselben Morgen einen Schmuck von gro-„ßem Werthe gekauft, um seine Frau mit diesem Geschenke zu „überraschen. In dem Augenblicke also, in welchem ihm das „Leben vielleicht reizender und schöner erschien als je, wurde er „ein Opfer eines entsetzlichen Unfalls.

„Staunend muß man bei einem solchen Unglücke vor den „unerforschlichen Rathschlüssen der Vorsehung stehen!“

— — — — — — — — — — — —

Wir führen die Stelle aus der Zeitung wörtlich an, um zu zeigen, daß man allgemein den Tod des Gatten Clemence's einer verderblichen und beklagenswerthen Unvorsichtigkeit zuschrieb.

Brauchen wir zu sagen, daß Harville allein das Geheimniß seines freiwilligen Todes mit in das Grab nahm? Ja, der Tod war freiwillig, berechnet und mit eben so großer Kaltblütigkeit als Edelmuth vorbedacht, damit Clemence nicht im geringsten die wirkliche Ursache dieses Selbstmordes ahne.

Die Pläne, über welche Harville mit seinem Intendanten und seinen Freunden gesprochen hatte, seine glücklichen vertraulichen Mittheilungen an seinen alten Diener, das Geschenk, das er denselben Morgen für seine Frau gekauft, waren von ihm ersonnen worden, um die öffentliche Meinung irre zu leiten.

Wie konnte man auf den Gedanken kommen, daß ein Mann, der sich so lebhaft mit der Zukunft beschäftigte, der sich so sehr bemühete, seiner Frau zu gefallen, sich das Leben absichtlich genommen habe?

Sein Tod wurde also einer Unvorsichtigkeit zugeschrieben und konnte auch nur einer solchen zugeschrieben werden.

Seinen Entschluß hatte eine unheilbare Verzweiflung dictirt.

Clemence hatte dadurch, daß sie sich so liebevoll, so zärtlich gegen ihn zeigte, als sie früher kalt und stolz gewesen war, in dem Herzen ihres Gatten schmerzliche Gewissensbisse geweckt.

Er hatte, als er sie in das lange Leben ohne Liebe neben einem Manne mit einer schrecklichen und unheilbaren Krankheit so traurig ergeben sah, als er sich überzeugen mußte, daß sie ihren Widerwillen gegen ihn nie überwinden würde, tiefes Mitleid mit seiner Frau und Abscheu gegen sich selbst und gegen das Leben empfunden —

In seinem übergroßen Schmerze sagte er zu sich:

„Ich liebe nur eine Frau in der Welt, ich kann keine andere lieben, — die meinige. — Ihr edles Benehmen würde meine thörichte Liebe nur noch höher steigern, wenn sie einer Steigerung fähig wäre. — Und diese Frau, die meine Frau

ist, kann mir niemals angehören...Sie hat ein Recht, mich zu verachten, mich zu hassen.

„Ich habe sie durch eine schändliche Täuschung an mein fluchbeladenes Schicksal gefesselt.

„Ich bereue es. — Was habe ich nun zu thun?

„Ich muß sie von den verhaßten Banden befreien, die meine Selbstsucht um sie gelegt hat.

„Nur mein Tod kann diese Bande zerreißen, — ich muß also sterben.“

Deshalb hatte Harville dieses große und schmerzliche Opfer gebracht.

Würde sich der Unglückliche selbst getödtet haben, wenn eine Scheidung möglich gewesen wäre?

Nein.

Er hätte das Uebel, das er ihr zugefügt, zum Theil wieder gut machen, seiner Frau die Freiheit geben und ihr erlauben können, das Glück in einer andern Ehe zu suchen.

Die unerbittliche Unabänderlichkeit des Gesetzes macht also oftmals gewisse Vergehen unverbesserlich oder gestattet, wie in diesem Falle, die Tilgung derselben nur durch ein neues Verbrechen.

XII.

St. Lazarus.

Wir glauben den Schüchternsten unserer Leser gleich von vornherein anzeigen zu müssen, daß das Gefängniß St. Lazarus, in welchem vorzugsweise Diebinnen und öffentliche Dirnen verwahrt werden, täglich von mehrern Damen besucht wird, deren mildthätige Absicht, deren Name und deren Stellung in der Gesellschaft Aller Achtung erfordern.

Diese im Glanze des Reichthums erzogenen Frauen, die man mit vollem Rechte zu der gewähltesten Gesellschaft zählt, bringen jede Woche Stunden lang bei den elenden Gefangenen in St. Lazarus zu, beobachten in den verdorbenen Gemüthern jede bessere Regung, jedes Bedauern über eine verbrecherische Vergangenheit, ermuthigen das bessere Bestreben, befruchten die

Reue und ziehen bisweilen durch den gewaltigen Zauber der Worte: Pflicht, Ehre, Tugend eines dieser verlassenen, verachteten und tiefgesunkenen Geschöpfe aus dem Schmutze wieder hervor.

Diese muthigen Frauen, welche an die ausgesuchte Artigkeit und das Zartgefühl der bessern Gesellschaft gewöhnt sind, verlassen ihre hundertjährigen Paläste, küssen die jungfräuliche Stirn ihrer engelreinen Töchter und gehen in die düstern Kerker, um der groben Gleichgiltigkeit oder den verbrecherischen Reden dieser Diebinnen und Gefallenen Trotz zu bieten.

Sie steigen, treu ihrer hochmoralischen Aufgabe, muthig in diesen unreinen Schmutz hinab, legen die Hand auf alle diese von Sünden angefressenen Herzen und wenn ihnen ein schwaches Klopfen des Ehrgefühls eine schwache Hoffnung auf Rettung enthüllt, so suchen sie die kranke Seele, an der sie nicht verzweifelten, einem unwiderruflichen Verderben zu entreißen.

Die schüchternen Leser, an die wir uns wenden, werden sich also beruhigen, wenn sie bedenken, daß sie eigentlich doch nur das sehen und hören werden, was die verehrten Frauen, von denen wir gesprochen haben, jeden Tag sehen und hören.

Ohne eine ehrgeizige Parallele zwischen der Aufgabe dieser Frauen und der unserigen ziehen zu wollen, werden wir doch sagen können, daß auch uns bei diesem langen, peinlichen und schwierigen Unternehmen die Ueberzeugung aufrecht erhält, hier und da edles Mitgefühl für das ehrliche, muthvoll getragene, unverdiente Unglück, für die aufrichtige Reue und für die einfache natürliche Rechtschaffenheit geweckt und Abscheu, Widerwillen, Grauen und heilsame Furcht vor allem eingeflößt zu haben, was durchaus unrein und verbrecherisch ist.

Wir sind vor den häßlichsten Schilderungen nicht zurückgewichen, weil wir der Meinung waren, die moralische Wahrheit reinige, wie das Feuer, alles.

Unsere Worte haben zu wenig Werth, unsere Meinungen zu geringes Gewicht, als daß wir uns anmaßen könnten, lehren und bessern zu wollen.

Wir folgen nur der Hoffnung, die Aufmerksamkeit der Denkenden und Wohlmeinenden auf die großen socialen Uebelstände zu lenken, deren Dasein man beklagen, aber nicht bestreiten kann.

Unter den Glücklichen dieser Welt haben indeß Einige sich

durch die Nacktheit dieser schmerzlichen Schilderungen verletzt gefühlt und von Unwahrscheinlichkeit, Uebertreibung und Unmöglichkeit geschwatzt, damit sie ja nicht so viele Leiden zu beklagen haben möchten (von einer Linderung derselben gar nicht zu sprechen).

Es ist das auch leicht erklärlich.

Der Selbstsüchtige mit vollem Beutel und vollem Magen will vor allen Dingen gut verdauen. Der Anblick der Armen, die vor Hunger und Kälte zittern, ist ihm ganz besonders widerwärtig; er will ungestört sein und die halbgeschlossenen Augen an den üppigen Darstellungen eines Ballets weiden.

Die meisten der Reichen und Glücklichen haben jedoch edles Mitleid mit dem Unglück empfunden, das sie früher nicht kannten; einige Personen haben uns sogar dafür gedankt, daß wir sie auf eine wohlthätige Verwendung neuer Almosen aufmerksam machten. Solche Zustimmungen haben uns kräftig unterstützt und ermuthiget.

Wenn dieses Werk, das wir ohne Hehl selbst für ein schlechtes Buch in künstlerischer Hinsicht erklären, das wir aber in moralischer Hinsicht durchaus nicht für ein schlechtes Buch gelten lassen können, in seiner ephemeren Laufbahn auch nur das zuletzt erwähnte Resultat gehabt hätte, so würden wir stolz darauf sein.

Giebt es einen ruhmvollern Lohn für uns, als den Segen einiger armen Familien, welche den Gedanken, die wir anregten, einige Unterstützung verdankten?

Nachdem wir dies der neuen Wanderung vorausgeschickt, zu welcher wir den Leser einladen, nachdem wir hoffentlich seine Bedenklichkeiten beruhiget haben, wollen wir ihn nach St. Lazarus führen, in das große Gebäude von imposantem und düsterm Aussehen, das in der Rue du Faubourg Saint Denis steht.

Die Frau von Harville, die von dem schrecklichen Drama nichts ahnete, welches in ihrem Hause gespielt wurde, hatte sich in das Gefängniß begeben, nachdem sie von der Herzogin von Lucenay einige Andeutungen über die beiden unglücklichen Frauen erhalten hatte, welche durch die Habsucht des Notars Jacob Ferrand in das tiefste Elend gestürzt worden waren.

Die Frau von Blainval, eine der Vorsteherinnen der jungen

Gefangenen, konnte Clemence an diesem Tage nicht nach St. Lazarus begleiten und die Marquise erschien deshalb allein. Sie wurde freundlich von dem Director und mehrern Aufseherinnen empfangen, die durch ihre schwarze Kleidung und das blaue Band mit silberner Medaille am Halse kenntlich sind.

Eine dieser Aufseherinnen, eine Frau von reifem Alter, ernstem, aber mildem Gesicht, blieb in einem kleinen Zimmer mit der Frau von Harville allein.

Man kann sich oft die Größe der unbekannten Aufopferung, der Klugheit, des Mitleides und des Scharfsinnes dieser achtbaren Frauen nicht vorstellen, die sich dem bescheidenen und unbekannten Amte als Aufseherinnen weiblicher Gefangenen widmen.

Es giebt nichts Verständigeres, nichts Practischeres als die Begriffe von Ordnung, Arbeit und Pflicht, welche sie den Gefangenen in der Hoffnung beizubringen suchen, daß diese Lehren auch nach dem Aufenthalte in dem Gefängnisse nicht vergessen werden würden.

Diese Frauen, die fortwährend in Berührung mit den Gefangenen, abwechselnd nachsichtig und fest, geduldig und streng, aber immer gerecht und unparteiisch sind, erlangen nach einer Reihe von Jahren eine solche Kenntniß der Physiognomie dieser Unglücklichen, daß sie dieselben fast immer auf den ersten Blick richtig beurtheilen und sie augenblicklich ihrem Grade der Immoralität nach zu classificiren wissen.

Madame Armand, die Aufseherin, welche mit Frau von Harville allein geblieben war, besaß in außerordentlichem Grade diese Vorausahnung, diese Divination des Charakters der Gefangenen, weshalb denn auch ihre Worte und Aussprüche in dem Hause von bedeutendem Gewichte waren.

Madame Armand sagte zu Clemence:

„Da die Frau Marquise mich beauftragt, ihr diejenigen unserer Gefangenen zu bezeichnen, welche durch besseres Benehmen oder durch aufrichtige Reue ihre Theilnahme verdienen könnten, so glaube ich Ihnen eine Unglückliche empfehlen zu müssen, die ich für unglücklicher als verbrecherisch halte, denn ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, es sei noch nicht zu spät, dieses junge Mädchen zu retten — ein unglückliches Kind von sechzehn bis höchstens siebzehn Jahren."

„Warum ist sie in das Gefängniß gebracht worden?"

„Man hat sie des Abends in den elysäischen Feldern gefunden. — Da es ihresgleichen bei strenger Strafe verboten ist, gewisse öffentliche Oerter am Tage oder am Abende zu besuchen und da die elysäischen Felder zu diesen verbotenen Promenaden gehören, so hat man sie verhaftet —"

„Und sie kommt Ihnen interessant vor?"

„Ich habe niemals regelmäßigere und unschuldigere Züge gesehen. — Denken Sie sich ein Madonnengesicht, Frau Marquise. Einen noch unschuldigern Ausdruck erhielt ihr Gesicht, weil sie bei ihrer Ankunft in der Tracht der Landmädchen aus der Gegend von Paris erschien."

„Es ist also ein Mädchen vom Lande?"

„Nein, Frau Marquise. Die Inspectoren haben sie erkannt; sie hielt sich in einem schrecklichen Hause der Cité auf, das sie seit zwei bis drei Monaten verlassen hat. Da sie aber nicht darauf angetragen hatte, ihren Namen aus den Polizeilisten ausstreichen zu lassen, so stand sie fortwährend unter der exceptionellen Gewalt, die sie hierhergeschickt hat."

„Vielleicht hatte sie Paris verlassen, um sich an ein besseres Leben zu gewöhnen."

„Das glaube ich, Frau Marquise, und deshalb habe ich mich auch sogleich für sie interessirt. Ich befragte sie über ihre frühern Verhältnisse und warum sie von dem Lande hereingekommen sei, sagte ihr auch, sie möge hoffen, wenn sie, wie ich glaubte, einen bessern Lebenslauf beginnen wolle —"

„Und was antwortete sie?"

„Sie sah mich mit ihren großen blauen melancholischen und thränenfeuchten Augen an und antwortete mit einem himmlisch milden Tone: „ich danke Ihnen, Madame, für Ihre Güte, aber über die Vergangenheit kann ich Ihnen nichts sagen. Man hat mich verhaftet; ich hatte Unrecht gethan und beklage mich nicht." — „Aber woher kommst Du? Wo bist Du gewesen, seit Du die Cité verlassen hast? Hast Du auf dem Lande ein ehrenwerthes neues Leben gesucht, so sage, beweise es; wir werden an den Herrn Präfecten schreiben lassen, um Deine Freigebung zu erlangen; man wird Dich aus dem polizeilichen Verzeichnisse streichen und Dich in Deinen ehrenwerthen Vorsätzen unterstützen." — „Ich beschwöre Sie, Madame, fragen Sie mich nicht, ich kann Ihnen nicht antworten," entgegnete sie wieder. — „Willst Du aber, wenn Du von hier entlassen wirst,

in jenes schreckliche Haus zurückkehren?" — „O nie! nie!" rief sie aus. — „Und was gedenkst Du vorzunehmen?" — „Gott weiß es," antwortete sie, indem sie den Kopf auf die Brust sinken ließ."

„Das ist seltsam. Und wie spricht sie?"

„Sehr gut, Frau Marquise. Sie ist schüchtern, ehrerbietig, aber nicht kriechend, ja ich möchte sagen: trotz der außerordentlichen Weichheit ihrer Stimme und der Sanftheit ihres Blickes liegt bisweilen in ihrem Tone und in ihrer Haltung eine gewisse stolze Trauer, die mich in Verlegenheit setzt. Wenn sie nicht der unglücklichen Classe angehörte, würde ich fast glauben, dieser Stolz verkünde einen Geist, der seine Hoheit kennt und fühlt."

„Das ist ja ein vollständiger Roman!" rief Clemence aus, deren Interesse in hohem Grade erregt war und die sich überzeugte, wie es Rudolph ihr gesagt hatte, daß oft nichts unterhaltender sei als Gutes zu thun. „In welchen Verhältnissen steht sie zu den andern Gefangenen? Wenn sie die Seelengröße besitzt, die Sie vermuthen, so muß sie sich unter ihren Gefährtinnen sehr unbehaglich fühlen."

„Selbst für mich, Frau Marquise, die ich aus Gewohnheit und Pflicht beobachte, ist alles an diesem Mädchen ein Gegenstand der Verwunderung. Kaum befindet sie sich seit drei Tagen hier und schon hat sie einen gewissen Einfluß auf die andern Gefangenen erlangt."

„In so kurzer Zeit?"

„Sie nehmen nicht blos Antheil an ihr, sondern fühlen fast Achtung vor ihr."

„Diese Unglücklichen —?"

„Sie besitzen einen ungemein entwickelten Instinct, die edeln Eigenschaften Anderer zu erkennen, selbst zu errathen. Freilich hassen sie oft auch die Personen, deren Ueberlegenheit sie zugeben müssen."

„Und das arme junge Mädchen hassen sie nicht?"

„Im Gegentheil, Frau Marquise. Keine hat sie vor ihrer Ankunft hier gekannt. Zuerst fiel ihnen die Schönheit des Mädchens auf; ihre Züge von seltener Reinheit sind durch eine rührende und krankhafte Blässe gleichsam verschleiert und das traurige, sanfte Gesicht flößte ihnen gleich anfangs mehr Theilnahme als Neid ein. Dann ist sie sehr schweigsam, — ein

anderer Gegenstand des Staunens für diese Geschöpfe, die sich meist immer durch Lärm, Sprechen und Bewegungen zu betäuben suchen. Endlich bewies sie sich trotz ihrer würdevollen Zurückhaltung theilnehmend, so daß ihre Gefährtinnen durch ihre Kälte nicht verletzt wurden. Wir haben hier seit einem Monate ein unbändiges Geschöpf, welche die Wölfin genannt wird, so heftig, keck und bestialisch ist ihr Charakter, — ein großes, fast mannhaftes Mädchen von zwanzig Jahren mit schönem, aber hartem Gesicht. Wir mußten sie oft einsperren, um ihre Ungefügigkeit zu bändigen. Vorgestern trat sie eben aus der Zelle, noch aufgebracht über die Strafe, die sie erlitten hatte; es war Essenszeit; das arme Mädchen, von dem ich Ihnen erzählte, aß nicht und sagte traurig zu ihren Gefährtinnen: „Wer will mein Brod?" — „Ich!" rief die Wölfin sogleich. — „Ich!" sprach eine andere, die fast verwachsen ist, Mont-Saint-Jean genannt wird, als Zielscheibe der Neckereien und oft als Sündenbock dienen und viel leiden muß, ob sie gleich seit mehrern Monaten schwanger ist. Das junge Mädchen gab ihr Brod der letztern zum großen Verdrusse der Wölfin. „Ich habe zuerst Dein Brod verlangt!" rief sie außer sich. — „Allerdings, aber die Arme da ist schwanger, sie braucht mehr als Sie," antwortete das Mädchen. Die Wölfin entriß der Armen trotzdem ihr Brod und fing an das Messer zu schwingen und laut zu sprechen und zu streiten. Da sie sehr boshaft und sehr gefürchtet ist, so wagte Niemand die Partei der armen Schallerin zu nehmen, obgleich Alle ihr innerlich Recht gaben."

„Wie nennen Sie das Mädchen, Madame?"

„Die Schallerin; unter diesem Namen ist meine Schutzempfohlene hierhergebracht worden; hoffentlich wird sie bald unter Ihrem Schutze stehen, Frau Marquise. Fast alle haben solche Spitznamen."

„Der ihrige ist seltsam."

„Er bedeutet in der häßlichen Sprache jener Menschen die Sängerin. Das Mädchen soll eine sehr hübsche Stimme besitzen und ich glaube es gern, denn der Ton ihrer Stimme hat wirklich etwas Zauberisches —"

„Und wie entging sie der abscheulichen Wölfin?"

„Sie wurde durch die Ruhe der Schallerin noch aufgebrachter und trat rasch, schimpfend und mit erhobenem Messer

auf sie zu; alle Gefangenen schrien vor Entsetzen laut auf. Nur die Schallerin sah furchtlos das furchtbare Geschöpf an, lächelte bitter und sagte mit ihrer himmlischen Stimme: „ja, tödten Sie mich! tödten Sie mich! — aber lassen Sie mich nicht zu lange leiden!“ Diese Worte wurden, wie man mir erzählt hat, mit so rührender Einfalt gesprochen, daß fast allen Gefangenen die Thränen in die Augen traten.“

„Ich glaube es,“ sprach die Frau von Harville.

„Selbst die schlechtesten Charaktere“, fuhr die Aufseherin fort, „sind zum Glück bisweilen auch guter Eindrücke fähig. Die Worte, welche mit so rührender Ergebung gesprochen wurden, erschütterten die Wölfin, wie sie später selbst sagte, bis in das Innerste, sie warf das Messer hin, trat es mit Füßen und sprach: „ich that Unrecht, daß ich Dir drohete, Schallerin, denn ich bin stärker als Du; Du hast Dich vor meinem Messer nicht gefürchtet, Du bist muthig. Die Muthigen liebe ich und jetzt würde ich Dich vertheidigen, wenn man Dir etwas zu Leide thun wollte.“

„Welcher seltsame Charakter!“

„Das Beispiel der Wölfin erhöhete den Einfluß der Schallerin noch mehr und heute nennt sie, was fast beispiellos ist, fast keine Du; die meisten achten sie und erbieten sich von freien Stücken, ihr die kleinen Dienste zu leisten, welche Gefangene einander leisten können. Ich wendete mich an Einige, die mit ihr in einem Saale schlafen, um die Ursache der Unterwürfigkeit zu erfahren, die sie gegen das Mädchen zeigen. — „Wir müssen unwillkührlich,“ antworteten sie mir; „man sieht es wohl, daß sie nicht ist wie wir andern.“ — „Wer hat Euch das gesagt?“ — „Niemand hat es gesagt, aber man sieht es.“ — „Woran?“ — „An tausenderlei. Erstens kniete sie gestern, ehe sie sich in das Bett legte, nieder und betete. Da sie betet, so muß sie wohl, wie die Wölfin sagte, ein Recht dazu haben.“

„Welche ungewöhnliche Bemerkung!“

„Diese Unglücklichen haben kein Gefühl von Religion und würden sich doch nie eine gotteslästerige Handlung erlauben. Sie werden, Frau Marquise, in allen unsern Sälen kleine Altäre sehen, auf denen sich das Bild der Jungfrau befindet, umgeben von Opfergaben oder Schmucksachen, welche die Gefangenen selbst gearbeitet haben. Jeden Sonntag werden viele Votivkerzen verbrannt. Diejenigen, welche in die Kapelle

gehen, betragen sich da vollkommen anständig, aber im Allgemeinen empfinden sie bei dem Anblicke der heiligen Oerter eine gewisse Scheu oder Furcht. Doch um auf die Schallerin zurückzukommen. Ihre Gefährtinnen sagten ferner: „man sieht, daß sie nicht ist wie wir, an ihrem sanften Gesichte, an ihrer Traurigkeit, an der Art, wie sie spricht. Und dann," setzte die Wölfin mit einem Male hinzu, die auch zugegen war, „sie kann nicht zu uns gehören, denn diesen Morgen, in dem Schlafsaale schämten wir uns, uns vor ihr anzukleiden, ohne daß wir wissen warum —"

„Welches seltsame Zartgefühl bei so tiefer Entartung!" rief die Marquise aus.

„Ja, vor den Männern und unter einander kennen sie keine Scham, gleichwohl kommen sie in peinliche Verlegenheit, wenn sie von uns oder von mitleidigen Personen, die gleich Ihnen das Gefängniß besuchen, einmal nicht vollständig bekleidet gesehen werden. So offenbart sich dieser Instinct der Scham, den Gott in uns gelegt hat, selbst in diesen Geschöpfen bei dem Anblicke der einzigen Personen, die sie achten können."

„Es ist wenigstens tröstend, einige gute Gefühle zu finden, die stärker sind als die Entartung."

„Ohne Zweifel, denn diese Mädchen sind einer Aufopferung fähig, die, für bessere Zwecke bestimmt, höchst ehrenwerth sein würde. Ferner bleibt selbst ihnen, die nichts achten und nichts fürchten, ein Gefühl heilig, das Gefühl der Mutter; dessen rühmen sie sich, das rechnen sie sich zur Ehre und Freude. Es giebt keine bessere Mütter und sie bieten alles auf, sie opfern alles, um ihr Kind bei sich zu behalten; sie legen sich wegen der Erziehung desselben die empfindlichsten Entbehrungen auf, denn dieses kleine Wesen, sagen sie, sei das einzige, das sie nicht verachte."

„Sie fühlen also, wie tief sie gesunken sind?"

„Niemand verachtet sie so, wie sie sich untereinander verachten... In den Augen einiger, deren Reue aufrichtig ist, bleibt dieser ursprüngliche Flecken der Sünde unverlöschlich, selbst wenn sie sich in einer bessern Lage befinden; andere werden wahnsinnig, so wenig können sie sich von dem Gedanken an ihre frühere Verworfenheit frei machen. Ich würde mich

deshalb auch nicht wundern, wenn der tiefe Schmerz und Gram der Schallerin eine solche Reue wäre."

„Welche Pein dann für sie! Gewissensbisse, die nie sich besänftigen lassen!"

„Zur Ehre der Menschennatur muß ich bemerken, daß eine solche tiefe Reue häufiger ist als man glaubt; die rächende Stimme des Gewissens schläft nie ganz ein, oder es scheint bisweilen wenigstens die Seele zu wachen, wenn der Körper schläft; es ist dies eine Beobachtung, die ich in voriger Nacht von Neuem bei meiner Schutzempfohlnen gemacht habe."

„Bei der Schallerin?"

„Ja, Frau Marquise."

„Und wie?"

„Ich gehe häufig durch die Schlafsäle, wenn die Gefangenen schlafen. Sie können sich nicht vorstellen, einen wie verschiedenen Ausdruck die Gesichter dieser Mädchen und Frauen im Schlafe haben! Viele von ihnen, die den Tag über sorglos, spöttisch, frech waren, erschienen mir völlig umgewandelt, sobald der Schlaf ihren Zügen die cynische Uebertreibung genommen hatte, denn leider! hat auch das Laster seinen Stolz. Ach, Frau Marquise, welche Geständnisse machten diese dann abgespannten, düstern Gesichter! Wie zuckten sie! Wie viele schmerzliche Seufzer wurden den Unglücklichen durch irgend einen Traum entrissen! Ich erwähnte eben ein Mädchen, das man die Wölfin nennt, ein unbändiges Geschöpf. Vor ungefähr vierzehn Tagen beleidigte sie mich frech vor allen Gefangenen; ich zuckte die Achseln; meine Gleichgiltigkeit steigerte ihren Zorn und um mich sicher zu verletzen, sagte sie mir in's Gesicht gemeine Schmähworte über meine Mutter, die sie oftmals hier bei mir gesehen hat..."

„Wie entsetzlich!"

„Ich gestehe, daß der Ausfall, so dumm er auch war, mir Schmerz verursachte. Die Wölfin bemerkte dies und triumphirte. Den Abend darauf, gegen Mitternacht nahm ich eine Inspection der Schlafsäle vor; ich kam an das Bett der Wölfin, die erst den andern Morgen darauf eingesperrt werden sollte: ich erschrak fast über den Ausdruck ihres Gesichtes, der in Vergleich mit dem harten und kecken, den es gewöhnlich hatte, fast sanft zu nennen war; ihre Züge erschienen bittend, traurig, reuevoll; ihre Lippen waren halb geöffnet, ihre Brust

wie zusammengepreßt, und — was ich für unmöglich gehalten hätte, zwei Thränen, zwei große Thränenperlen rollten über die Wangen dieses Mädchens mit dem eisernen Sinne. Ich betrachtete sie einige Minuten schweigend, — da hörte ich sie die Worte sprechen: Verzeihung — Verzeihung! ihre Mutter! Ich horchte aufmerksamer, konnte aber in dem fast unverständlichen Gemurmel nur noch meinen Namen vernehmen — Madame Armand, der mit einem Seufzer ausgesprochen wurde."

„Sie bereuete im Schlafe, Ihre Mutter verletzt zu haben."

„Ich glaubte es und dies stimmte mich auch minder streng. Sie hatte ohne Zweifel vor ihren Gefährtinnen aus beklagenswerther Eitelkeit ihre gewöhnliche Grobheit noch steigern wollen und ein guter Instinct weckte die Reue in ihr im Schlafe."

„Verrieth sie am nächsten Tage irgend ein Bedauern wegen ihres frühern Benehmens?"

„Nein; sie war wie immer grob, roh und ungestüm, doch versichere ich, Frau Marquise, daß solche Beobachtungen sehr zur Milde und zum Mitleid stimmen. Ich rede mir ein — vielleicht täusche ich mich — daß diese Unglücklichen im Schlafe besser oder vielmehr so werden, wie sie eigentlich sind, allerdings mit allen ihren Fehlern, aber auch mit einigen guten Gefühlen, die nicht mehr durch irgend eine abscheuliche Prahlerei mit dem Laster unterdrückt werden. Diese Wahrnehmungen haben mich zu der Annahme gebracht, daß diese Mädchen im Allgemeinen weniger schlecht sind, als sie zu erscheinen sich bestreben; ich habe nach dieser Ueberzeugung gehandelt und oft Resultate erlangt, die unmöglich gewesen sein würden, wenn ich an den Unglücklichen gänzlich verzweifelt wäre."

Frau von Harville konnte ihre Verwunderung darüber nicht bergen, so viel gesunden Verstand in Verein mit so erhabenen, so praktischen Ansichten von der Menschennatur bei einer gewöhnlichen Aufseherin über gefallene Mädchen zu finden.

„Mein Gott, Madame," sprach Clemence, „Sie scheinen Ihr trauriges Amt auf eine Weise auszuüben, die es für Sie höchst interessant macht. Welche Beobachtungen, welche Studien können Sie machen, aber auch wie viel Gutes wirken!"

„Das Gute ist sehr schwer zu erwirken; die Frauenzimmer bleiben nur kurze Zeit hier und man muß sich begnügen, Samen auszustreuen in der Hoffnung, daß einige gute Keime

später Frucht tragen. Bisweilen geht diese Hoffnung wirklich in Erfüllung."

„Es gehört großer Muth und eine starke Tugend dazu, um vor der Undankbarkeit einer Aufgabe nicht zurückzuweichen, die so selten befriedigende Resultate gewährt!"

„Das Bewußtsein, eine Pflicht zu erfüllen, hält uns aufrecht und ermuthiget zu immer neuen Anstrengungen; dann findet man auch bisweilen Lohn in glücklichen Entdeckungen; es giebt bisweilen einige lichte Punkte in den Herzen, die man anfänglich für völlig verdunkelt hielt."

„Trotzdem müssen Frauen wie Sie sehr selten sein."

„O nein; das, was ich thue, thun auch andere und vielleicht mit noch mehr Glück, mit größerer Einsicht. Eine Aufseherin in dem andern Theile von St. Lazarus, in welchem sich diejenigen befinden, welche verschiedener Verbrechen angeklagt sind, würde Sie noch weit mehr interessiren. — Sie erzählte mir diesen Morgen von der Ankunft eines Mädchens, das des Kindesmordes angeklagt ist. — Ich habe nie etwas Herzergreifenderes gehört. — Der Vater dieser Unglücklichen, ein ehrlicher Steinschneider, hat aus Schmerz über die Schande seiner Tochter den Verstand verloren; die Armuth der ganzen Familie scheint gräßlich gewesen zu sein. Sie wohnte in einem Dachstübchen in der Rue du Temple."

„In der Rue du Temple!" fiel die Frau von Harville erstaunt ein; „wie heißt der Steinschneider?"

„Seine Tochter heißt Louise Morel —"

„Es ist so —"

„Sie stand im Dienste eines achtbaren Mannes, des Notars Jacob Ferrand."

„Diese arme Familie war mir empfohlen worden," sprach Clemence erröthend, „aber ich erwartete nichts weniger, als sie durch diesen neuen Schlag betroffen zu sehen. Und Louise Morel?"

„Sie nennt sich unschuldig und schwört, ihr Kind sei todt zur Welt gekommen. Ihre Worte klingen allerdings wie Wahrheit. Da Sie sich für die Familie interessiren, Frau Marquise, so würde, wenn Sie das arme Mädchen besuchen wollten, dieses Zeugniß Ihrer Theilnahme die Unglückliche in der Verzweiflung trösten."

„Ich werde mich zu ihr führen lassen und so zwei Schütz-

linge finden statt der einen, Louise Morel und die Schallerin, denn alles, was Sie mir von diesem armen Mädchen sagen, rührt mich ungemein ... Was aber ist zu thun, um ihre Freilassung zu erhalten? Ich werde für ihre Zukunft sorgen —"

„Bei Ihrer Stellung und Ihren Bekanntschaften, Frau Marquise, wird es Ihnen sehr leicht werden, das Mädchen sogleich aus dem Gefängnisse zu bringen; es hängt dies blos von dem Willen des Polizeipräfecten ab. — Die Empfehlung einer angesehenen Person würde bei ihm entscheidend sein. — Doch ich bin da weit von der Bemerkung abgekommen, die ich über den Schlaf der Schallerin machte. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mich nicht wundern würde, wenn mit dem tiefschmerzlichen Gefühle von ihrem frühern verwerflichen Leben noch ein anderer nicht minder schmerzlicher Gram in Verbindung stände —"

„Was meinen Sie damit, Madame?"

„Ich irre mich vielleicht, aber ich würde mich nicht wundern, wenn das Mädchen, das durch irgend ein Ereigniß aus ihrer ersten Versunkenheit herausgerissen worden ist, eine wahre, rechtliche Liebe fühlte, die nun ihr Glück und ihre Qual ist."

„Aus welchen Gründen glauben Sie dies?"

„Weil sie hartnäckig den Ort verschweigt, wo sie die drei Monate nach ihrem Verschwinden aus der Cité zugebracht hat, glaube ich, sie fürchtet von den Personen zurückgefordert zu werden, bei denen sie Aufnahme gefunden hatte."

„Und warum sollte sie dies fürchten?"

„Weil sie eine Vergangenheit gestehen müßte, die man vielleicht nicht kennt."

„Ihre Kleidung als Landmädchen —"

„Noch ein anderer Umstand hat mich in meiner Vermuthung bestärkt. Gestern Abend, als ich in dem Schlafsaale erschien, trat ich an das Bett der Schallerin. Sie schlief fest; ihr Gesicht war heiter und ruhig; ihr schönes blondes Haar quoll unter der Nachtmütze hervor und fiel auf ihren Hals und ihre Schultern. Sie hatte die beiden kleinen Hände gefaltet auf ihren Busen gelegt, als wenn sie betend eingeschlafen wäre. Ich betrachtete einige Augenblicke mit Rührung dieses Engelsgesicht, als sie plötzlich leise und in einem zugleich ehrerbietigen, traurigen und liebevollen Tone einen Namen aussprach —"

„Welchen Namen?"

Nach einer kurzen Pause fuhr Madame Armand ernst fort:

„Obwohl ich das, was man im Schlafe erlauscht, für heilig halte, so nehmen Sie doch an dieser Unglücklichen so innigen Antheil, Frau Marquise, daß ich Ihnen dieses Geheimniß wohl anvertrauen kann. — Der Name hieß Rudolph."

„Rudolph!" entgegnete die Frau von Harville, die sogleich an den Fürsten dachte. Da sie indeß bald einsah, daß Se. königl. Hoheit der Großherzog von Gerolstein mit dem Rudolph der armen Schallerin nichts gemein haben könnte, sagte sie zu der Aufseherin, welche sich über ihren Ausruf zu verwundern schien:

„Dieser Name hat mich überrascht, denn — zufälligerweise ist es auch der eines meiner Verwandten, — aber alles, was Sie mir von der Schallerin erzählen, interessirt mich mehr und mehr. — Könnte ich sie nicht heute schon sehen? sogleich?"

„Ja, Frau Marquise; ich gehe, um sie zu holen, wenn Sie es wünschen. Ich könnte mich auch nach Louise Morel erkundigen, die sich in einem andern Theile des Gefängnisses befindet —"

„Ich würde Ihnen dafür sehr dankbar sein, Madame," antwortete Frau von Harville, die nun allein blieb.

„Seltsam!" dachte sie bei sich. „Ich kann mir keine Rechenschaft von dem ungewöhnlichen Eindrucke geben, den dieser Name Rudolph auf mich gemacht hat. — Ich bin aber eine rechte Thörin! Welches Verhältniß könnte zwischen ihm und einem solchen Mädchen bestehen?"

Nach kurzer Pause setzte die Marquise hinzu: „er hatte Recht! Wie sehr mich alles das interessirt! Geist und Gemüth erweitern sich, wenn man sie so edeln Beschäftigungen widmet. Es ist, wie er sagte, als habe man einigen Antheil an der Macht der Vorsehung, wenn man die unterstützt, welche es verdienen. — Und dann —, diese Ausflüge in eine Welt, die wir gar nicht ahnen, sind so fesselnd, so unterhaltend, wie er sagt! Welcher Roman könnte mich so anregen, meine Neugierde in diesem Grade reizen! Diese arme Schallerin z. B. flößt mir nach dem, was man mir von ihr erzählt hat, ein tiefes Mitleid ein und ich gebe mich demselben rücksichtslos hin, denn die Aufseherin besitzt zu viel Erfahrung, als daß sie sich über unsere Schutzempfohlene täuschen könnte. — Und die andere

Unglückliche —, die Tochter des Steinschneiders, die der Fürst in meinem Namen so freigebig unterstützt hat! Die armen Leute! Ihre entsetzliche Armuth diente ihm als Vorwand, mich zu retten. Ich bin der Schande, vielleicht dem Tode durch eine heuchlerische Lüge entgangen; diese Täuschung lastet schwer auf mir und ich will sie durch Wohlthun abbüßen. — Das wird mir so leicht werden und es ist so süß, dem edeln Rathe Rudolph's zu folgen! Es ist auch Liebe, ihm zu gehorchen. Ach ich fühle es mit Wonne, nur sein Athem belebt und befruchtet das neue Leben, das er mir geschaffen hat zum Troste derer, welche leiden; ich empfinde einen anbetungswürdigen Genuß darin, nur durch ihn zu handeln, keine andere Ideen zu haben als die seinigen, ... denn ich liebe ihn, ja ich liebe ihn, und er wird diese unvergängliche Leidenschaft meines Lebens nie erfahren."

— — — — — — — — — — — —

Während die Frau von Harville auf die Schallerin wartet, wollen wir den Leser unter die Gefangenen selbst führen.

XIII.

Mont-Saint-Jean.

Die Uhr an dem Gefängnisse St. Lazarus verkündete die zweite Stunde nach Mittag. Auf die Kälte, die seit einigen Tagen geherrscht hatte, war eine milde, laue, frühlingsähnliche Temperatur gefolgt; die Sonnenstrahlen spiegelten sich in dem Wasser eines großen viereckigen mit Steinen eingefaßten Bassins in der Mitte eines Hofes, der mit Bäumen bepflanzt und mit hohen schwärzlichen Mauern mit vielen vergitterten Fenstern umgeben war. Hier und da standen in dem großen gepflasterten Hofe, in welchem die Gefangenen umhergingen, hölzerne Bänke.

Die Töne eines Glöckchens verkündeten die Stunde der Erholung und die gefangenen Frauen und Mädchen traten lärmend aus einer Thüre heraus, die man ihnen öffnete. Die gleichförmig gekleideten Frauen trugen schwarze Hauben und

lange Kleider von blauem wollenen Stoffe, die durch einen Gürtel mit eiserner Schnalle festgehalten wurden. Es waren etwa zweihundert Freudenmädchen, die sich gegen die eigenthümlichen Verordnungen vergangen hatten, unter welchen sie stehen.

Auf den ersten Anblick hatte ihr Aussehen nichts Eigenthümliches; beobachtete man sie aber aufmerksamer, so erkannte man auf fast allen Gesichtern die beinahe unvertilgbaren Brandmale des Lasters und namentlich der Verthierung, welche die Unwissenheit und die Armuth herbeiführen.

Bei dem Anblicke so vieler tiefgesunkener Mädchen kann man sich des traurigen Gedankens nicht erwehren, daß viele von ihnen wenigstens eine Zeit lang rein und tugendhaft gewesen sind. Wir müssen diese Beschränkung aussprechen, weil ein großer Theil von ihnen nicht blos von der Jugend, sondern von der zartesten Kindheit, ja von der Geburt an, wenn man sich so ausdrücken kann, wie man später sehen wird, verdorben worden ist.

Man fragt sich deshalb mit schmerzlicher Neugier, welche Verkettung von traurigen Ursachen diejenigen jener Elenden dahingebracht hat, welche früher rein und keusch waren.

O, es führen viele Wege zum Verderben!

Sehr selten treibt die eigentliche Lust an Ausschweifungen, sondern vielmehr die Hülflosigkeit, das schlechte Beispiel, die schlechte Erziehung und besonders der Hunger zur Schande und Ehrlosigkeit, denn nur die armen Classen zahlen der Civilisation diese Seelen- und Körpersteuer.

— — — — — — — — — — — —

Als die Gefangenen sich schreiend in den Hof stürzten, konnte man leicht erkennen, daß nicht die Freude allein, aus den Arbeitsstuben herauszukommen, sie so ausgelassen machte. Nachdem sie sich aus der einzigen Thüre hervorgedrängt hatten, bildeten sie einen Kreis um ein mißgestaltetes Wesen herum, das man mit Hohn und Spott überhäufte.

Es war ein kleines, untersetztes, verwachsenes Mädchen von sechsunddreißig bis vierzig Jahren mit einem Kopfe, der über die ungleichen Achseln kaum hinausragte. Man hatte ihr die Haube abgerissen und ihr starres, verworrenes blondes oder vielmehr bleichgelbes mit Grau vermischtes Haar fiel auf ihre niedrige und dumme Stirn. Sie trug ein blaues Kleid

wie die andern Gefangenen und hatte unter dem rechten Arme ein kleines Packet in einem schlechten zerrissenen carrirten Tuche. Mit dem linken Elnbogen suchte sie die Stöße zu pariren, die man ihr von allen Seiten versetzte.

Es kann nichts Traurig-Groteskeres geben als die Züge dieser Unglücklichen; es war ein lächerliches und häßliches, gleich einer Schnauze langgezogenes, runzeliges, lederartiges, schmutziges erdfahles Gesicht mit zwei großen Nasenlöchern und zwei kleinen schiefstehenden rothen Augen. Bald zornig, bald demüthig, grollte und bat sie, aber man lachte über ihre Klagen noch mehr als über ihre Drohungen.

Sie war die Zielscheibe des Spottes und der Laune aller Gefangenen.

Ein Umstand hätte sie vor den Mißhandlungen schützen können und sollen, — sie war schwanger; aber ihre Häßlichkeit, ihre Dummheit, die Gewohnheit, sie als Zielscheibe aller Witze und Unarten zu sehen, machten ihre Peinigerinnen rücksichtslos, ob sie gleich sonst gewöhnlich die Schwangerschaft ehren.

Zu den erbittertsten Quälerinnen der Mont-Saint-Jean (so hieß die Arme) gehörte die Wölfin.

Die Wölfin war ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren, groß, schlank, von wahrhaft männlichem Knochenbau, aber mit einem ziemlich regelmäßigen Gesichte; ihr starres schwarzes Haar schimmerte in Roth; braune Härchen beschatteten ihre fleischigen Lippen; ihre braunen, dichten, starken Augenbrauen flossen über ihren großen fahlen Augen in einander; es lag etwas Ungestümes, Wildes, Bestialisches in dem Gesichtsausdrucke dieses Mädchens; im Zorne zog sich ihre Oberlippe etwas empor und ließ die weißen weit auseinander stehenden Zähne sehen. Diesem Umstande verdankte sie ihren Beinamen die Wölfin.

Nichts destoweniger erkannte man in diesem Gesichte mehr Keckheit und Rücksichtslosigkeit, als Grausamkeit; man sah ein, daß sie mehr verdorben, als von Haus aus schlecht war und daß sie wohl noch einiger guten Regungen fähig sein konnte.

„Mein Gott! Mein Gott! Was habe ich Euch gethan," rief die Mont-Saint-Jean, indem sie sich gegen ihre Gefährtinnen wehrte. „Warum peiniget Ihr mich so?"

„Weil uns das Spaß macht."

„Weil Du nur gut dazu bist, gepeiniget zu werden."

„Es ist dies Dein Stand —"

„Sieh Dich nur um, und Du wirst erkennen, daß Du nicht das Recht hast, Dich zu beklagen —"

„Ihr wißt aber doch, daß ich mich nur zuletzt beklage, daß ich so viel dulde, als ich kann —"

„Nun, wir wollen Dich in Ruhe lassen, wenn Du uns sagst, warum Du Mont-Saint-Jean heißest."

„Ja, ja, erzähle uns das —"

„Ich habe es Euch schon hundert Male erzählt. — Ich heiße so von einem ehemaligen Soldaten, den ich sonst liebte und den man so nannte, weil er in der Schlacht von Mont-Saint-Jean verwundet worden war. — Ich habe seinen Namen behalten. — Seid Ihr nun zufrieden? Soll ich immer dieselbe Geschichte wiederholen?"

„Wenn Dein Soldat Dir glich, muß er prächtig ausgesehen haben."

„Wahrscheinlich war er ein Invalid."

„Ein Stückchen von einem Soldaten —"

„Wie viele Glasaugen hatte er?"

„Und eine Nase von Blech, he?"

„Er hatte gewiß weder Arme noch Beine und war blind und taub, da Du ihm gefielst —"

„Ich bin häßlich, ein wahres Ungethüm, ich weiß es. — Sagt mir Grobheiten, spottet über mich so viel Ihr wollt, das ist mir gleichgültig, aber schlagt mich nur nicht —"

„Was hast Du da in dem alten Tuche?" fragte die Wölfin.

„Ja — ja, was hast Du darin?"

„Sie muß es zeigen."

„Wir wollen es sehen!"

„Nein; ich bitte Euch," rief die Arme, indem sie das kleine Packet mit allen Kräften festhielt.

„Es muß ihr abgenommen werden —"

„Ja, nimm es ihr, Wölfin!"

„Müßt Ihr denn so schlecht sein! Laßt es doch! Laßt es doch!"

„Was ist es?"

„Es ist der Anfang zu dem Kinderzeuge für mein Kleines. — Ich arbeite es aus den alten Leinwandstückchen, die

Niemand mehr mag und die ich sammele. Das ist Euch einerlei, nicht wahr?"

„Ach, das Kinderzeug für den kleinen Mont-Saint-Jean! Das muß possierlich aussehen."

„Wir müssen es sehen!"

„Das Kinderzeug! Das Kinderzeug!" rief die Wölfin, indem sie der Mont-Saint-Jean das Packet entriß.

Das zerlöcherte Tuch zerriß bei dem Hin- und Herzerren und es fielen mehrere Zeugstücke von allen Farben und Leinwandläppchen heraus, die dann im Hofe herumflogen und von den Gefangenen niedergetreten wurden, die immer lauter lachten.

„Was für Lumpen!"

„Als hätte sie einen Lumpensammler geplündert!"

„Und alles das zusammenzunähen!"

„Sie wird mehr Zwirn als Zeug dazu brauchen."

„Es wird wie Stickerei aussehen."

„Lies Deine Lumpen nur wieder zusammen, Mont-Saint-Jean."

„Wie schlecht Ihr seid, ach Gott!" rief die Arme, indem sie den herumflatternden Fetzen und Läppchen nachlief und dieselben aufzulesen suchte trotz den Stößen und Püffen, die man ihr gab. „Ich habe Niemandem etwas zu Leide gethan," fuhr sie weinend fort; „ich habe mich erboten, damit sie mich in Ruhe lassen möchten, ihnen alle Dienste und Gefälligkeiten zu erweisen, ihnen sogar die Hälfte meiner Ration zu geben, obgleich ich selbst hungere, — aber nein! nein! sie peinigen mich fortwährend. Was muß ich thun, um Ruhe zu finden? Sie haben nicht einmal Erbarmen mit einer armen Schwangern! Sind sie nicht schlimmer wie die wilden Bestien? Es wurde mir so schwer, alle die Läppchen zusammenzubringen! Wovon soll ich das Kinderzeug machen, da ich mir nichts kaufen kann? Wem that ich Unrecht, als ich das sammelte, was Andere weggeworfen hatten?" Mit einem Male rief dann die arme Mont-Saint-Jean hoffnungsvoll aus: „ach, Sie sind da, Schallerin; nun bin ich gerettet. Legen Sie ein gutes Wort für mich ein; auf Sie werden sie gewiß hören, da man Sie so sehr liebt, wie man mich hasset."

Die Schallerin, welche zuletzt aus dem Hause trat, erschien in dem Hofe.

Sie trug das blaue Kleid und die schwarze Haube der

Gefangenen, sah aber selbst in diesem groben Anzuge noch reizend aus. Seit ihrer Entführung von der Meierei in Bouqueval (— wir werden den Ausgang dieser Entführung später erzählen —) schienen sich indeß die Züge ihres Gesichtes sehr verändert zu haben; ihre Blässe, durch die sonst ein leichtes Rosenroth hindurchschimmerte, war jetzt matt wie die Weiße des Alabasters. Auch der Ausdruck ihres Gesichtes war ein anderer geworden; es lag in ihm etwas Traurig-Würdevolles.

Marien-Blume fühlte, daß sie durch muthiges Ertragen der schmerzlichen Sühnopfer sich von allen frühern Fehlern fast reinige.

„Bitten Sie um Schonung für mich, Schallerin," fuhr die Mont-Saint-Jean fort, indem sie sich bittend an das junge Mädchen wendete. „Sehen Sie nur, wie sie alles, was ich mit so großer Mühe zu meinem Kinderzeuge gesammelt hatte, in dem Hofe herumstreuen! Welches Vergnügen kann ihnen das machen?"

Marien-Blume sagte kein Wort, fing aber sogleich an, alle Läppchen unter den Füßen der Gefangenen mit aufzulesen.

Eine Gefangene stand absichtlich und böswillig auf einem Stückchen grober Leinwand fest; Marien-Blume hatte sich gebückt, sah diese Gefangene mit ihrem zauberischen Blicke bittend an und sprach mit ihrer sanften Stimme:

„Ich bitte Sie, lassen Sie mich dies aufheben, im Namen der Armen da, die weint —"

Die Gefangene zog den Fuß zurück.

Das Leinwandstück wurde auf diese Weise gerettet, wie fast alle andern Lumpen, welche die Schallerin Stück für Stück so eroberte.

Es blieb nur noch ein kleines Kindermützchen übrig, um das sich zwei Gefangene lachend stritten. Marien-Blume sagte zu ihnen:

„Geben Sie ihr das Mützchen zurück, ich bitte."

„Nun ja, es ist für einen Harlekin in Windeln. Sie hat es aus einem grauen Stücke, aus grünen und schwarzen zusammengenähet und mit Sackleinwand gefüttert."

Es war so.

Die Gefangenen lachten laut über diese Beschreibung des Häubchens.

„Lacht darüber und spottet so viel Ihr wollt, aber gebt es

mir nur wieder," sagte Mont-Saint-Jean, „besonders tretet es nicht in den Schmutz wie das übrige. Nehmen Sie es nicht übel, daß Sie sich meinetwegen die Hände beschmutzt haben, Schallerin," setzte die Arme dankbar hinzu.

„Mir die Harlekinsmütze!" rief die Wölfin, die sich derselben bemächtigte und sie wie eine Trophäe schwenkte.

„Ich bitte Sie, geben Sie mir das Mützchen," sagte die Schallerin.

„Sie wollen es der Mont-Saint-Jean zurückgeben?"

„Gewiß."

„Ein solcher Lumpen lohnt die Mühe nicht."

„Die Mont-Saint-Jean hat ja nichts als Lumpen zur Bekleidung ihres Kindes und Sie sollten deshalb Mitleid mit ihr haben, Wölfin," sagte Marien-Blume traurig, indem sie die Hand nach dem Mützchen ausstreckte.

„Ich gebe es nicht her," entgegnete die Wölfin roh. „Soll ich Ihnen immer nachgeben, weil Sie die Schwächste sind? Sie mißbrauchen meine Nachsicht."

„Wäre es denn ein Verdienst, mir nachzugeben, wenn ich die Stärkste wäre?" antwortete die Schallerin mit anmuthigem leichten Lächeln.

„Nein, nein. — Sie wollen mich mit Ihrer niedlichen Stimme verlocken. — Sie erhalten das Mützchen nicht."

„Wölfin, Sie werden nicht boshaft sein —"

„Lassen Sie mich in Ruhe; Sie langweilen mich."

„Ich bitte Sie darum."

„Mach' mich nicht ungeduldig! Ich habe Nein gesagt und dabei bleibt es," sprach die Wölfin gereizt.

„Haben Sie doch Mitleid mit ihr! Sehen Sie, wie sie weint!"

„Was geht das mich an? Um so schlimmer für sie. Sie muß alles ertragen."

„Ja, — es ist wahr —, wir hätten ihr die Lumpen nicht wiedergeben sollen," murmelten die Gefangenen, durch das Beispiel der Wölfin ermuthiget. „Um so schlimmer für Mont-Saint-Jean!"

„Ihr habt Recht — um so schlimmer für sie!" sagte Marien-Blume bitter. — „Sie muß alles über sich ergehen lassen, — ihr Wehklagen macht Euch Spaß, Ihr lacht über ihre Thränen; — Ihr müßt doch die Zeit mit etwas hinbringen.

Sie würde nichts sagen dürfen, wenn man sie auf der Stelle umbringen wollte. Sie haben Recht, Wölfin; es ist ganz gerecht; die Arme thut Niemandem etwas zu Leide, sie kann sich nicht vertheidigen, sie ist allein gegen alle, — das ist sehr muthig, sehr edel von Euch!"

„Wir sind also feig?" rief die Wölfin in ihrem Ungestüm und aus Lust zum Widerspruche aus. „Wirst Du antworten? Sind wir feig, he?" wiederholte sie.

Es entstand ein drohendes Gemurmel gegen die Schallerin. Die beleidigten Gefangenen drängten sich schreiend um sie und vergaßen oder sträubten sich vielmehr gegen den Einfluß, den das junge Mädchen bis dahin über sie gehabt hatte.

„Sie nennt uns feig!"

„Welches Recht hat sie, uns zu tadeln?"

„Ist sie mehr als wir?"

„Wir sind zu nachsichtig gegen sie gewesen."

„Jetzt will sie sich ein Air geben — gegen uns!"

„Was kann sie dagegen sagen, wenn es uns gefällt, Mont-Saint-Jean zu peinigen?"

„Du wirst nun noch viel mehr geschlagen werden als früher, Mont-Saint-Jean."

„Da hast Du etwas für den Anfang," sagte eine, indem sie der Armen einen Schlag gab.

„Wenn Du Dich wieder in Dinge mengst, die Dich nichts angehen, Schallerin, so wird Dir es eben so ergehen."

„Ja! Ja!"

„Das ist nicht genug!" rief die Wölfin aus. „Die Schallerin muß Abbitte dafür thun, daß sie uns feig genannt hat. — Ihr habt Recht, — wenn das so fortginge, würde sie uns noch tyrannisiren. Wir sind dumm genug, das nicht zu merken."

„Sie muß um Verzeihung bitten!"

„Auf den Knien!"

„Auf beiden Knien!"

„Oder wir behandeln sie wie die Mont-Saint-Jean!"

„Auf die Knie nieder!"

„Uns feig zu nennen!"

„Sage es noch einmal!"

Marien-Blume blieb in diesem wüthigen Geschrei vollkommen ruhig; sie ließ den Sturm vorübertoben, dann, als sie

sich Gehör verschaffen konnte, blickte sie alle mit ihren schönen Augen an und antwortete der Wölfin, die von Neuem schrie:

„Wage es noch einmal, uns feig zu nennen!"

„Sie? Nein, nein, — die Arme da, der Ihr die Kleider zerrissen, die Ihr geschlagen, in den Schmutz geworfen habt, — sie ist feig. — Seht Ihr nicht, wie sie weint, wie sie Euch zitternd ansieht? Sie ist feig, — weil sie sich vor Euch fürchtet —"

Der Instinct der Schallerin traf das Rechte. Wenn sie sich an das Gerechtigkeitsgefühl, an die Pflicht gewendet hätte, um die brutale Erbitterung der Gefangenen gegen Mont-Saint-Jean zu entwaffnen, würde man sie nicht angehört haben. Dagegen machte sie Eindruck, indem sie sich an das Gefühl des natürlichen Edelmuthes wendete, welches nie ganz erlöscht, selbst nicht in dem verdorbensten wildesten Haufen.

Die Wölfin und die Andern murmelten noch, aber sie fühlten, sie gestanden es sich, daß sie nicht recht gehandelt hatten.

Marien-Blume wollte ihren ersten Sieg nicht mißbrauchen und fuhr fort:

„Sie verdient kein Mitleiden, sagt Ihr, aber ihr Kind verdient es. — Fühlt es nicht auch die Schläge, die Ihr seiner Mutter gebt? Wenn sie um Gnade bittet, thut sie es nicht für sich, sondern für ihr Kind. — Wenn sie Euch um etwas von Euerm Brod bittet, wenn Ihr zu viel habt und sie mehr hungert als gewöhnlich, thut sie es nicht für sich, sondern — für ihr Kind. — Wenn sie Euch mit Thränen in den Augen beschwört, ihr die Lumpen nicht zu nehmen, die sie mit so vieler Mühe zusammengebracht hat, so thut sie es nicht ihretwegen, sondern — wegen ihres Kindes. — Das schlechte bunte Mützchen, über das Ihr so sehr spottet, sieht vielleicht lächerlich aus, vielleicht..., ich aber möchte weinen, wenn ich es ansehe. — Spottet nun über uns beide, über Moint-Saint-Jean und über mich, wenn Ihr es könnt."

Die Gefangenen lachten nicht.

Die Wölfin sah sogar das Mützchen, das sie noch in der Hand hielt, mit einem traurigen Blicke an.

„Mein Gott," fuhr Marien-Blume fort, indem sie mit dem Rücken ihrer kleinen weißen Hand über die Augen strich, „ich weiß, daß Ihr nicht böswillig seid. — Ihr quält die Mont-Saint-Jean nur aus Langeweile, nicht aus Grausam-

keit. — Aber Ihr vergeßt, daß sie nicht allein ist, daß sie ein Kind unter dem Herzen trägt. — Ihr würdet sie sonst nicht nur nicht schlagen, weil Ihr fürchten müßtet, dem armen unschuldigen Kinde weh zu thun, Ihr würdet sogar, wenn es kalt ist, der Mutter alles geben, was Ihr entbehren könnt, um es zu erwärmen, nicht wahr, Wölfin?"

„Freilich..., wer würde nicht mit einem Kinde Mitleid haben?"

„Das ist ganz einfach —"

„Ihr würdet, wenn es hungerte, das Brod aus Euerm Munde nehmen und es ihm geben, nicht wahr, Wölfin?"

„Ja, und herzlich gern, — ich bin nicht schlechter als andere."

„Wir auch nicht."

„Ein armes unschuldiges Kind!"

„Wer hätte den Muth, ihm etwas zu Leide zu thun?"

„Wir müßten ja Unmenschen sein!"

„Herzlos!"

„Wilde Bestien!"

„Ich sagte es ja," fuhr Marien-Blume fort, „daß Ihr nicht böswillig seid; Ihr seid gutmüthig und vergeßt nur, daß Mont-Saint-Jean das Kind nicht auf den Armen — sondern unter dem Herzen trägt —"

„Das ist es!" rief die Wölfin wie begeistert aus; — „aber noch nicht genug! Sie haben Recht, Schallerin, wir waren feig und Sie sind brav und muthig, weil Sie wagten, uns das zu sagen. Sie waren brav und muthig, weil Sie nicht zitterten, nachdem Sie es gesagt hatten. Sehen Sie, — wir mögen sagen, und thun und uns sträuben wie wir wollen — Sie sind nicht wie wir, — das müssen wir immer wieder zugestehen. — Es ärgert mich —, aber es ist so. — Eben haben wir wieder Unrecht gehabt, — Sie waren muthiger als wir."

„Es ist wahr, die kleine Blondine mußte viel Muth haben, uns so die Wahrheit in das Gesicht zu sagen —"

„Ihre blauen Augen sind aber auch so sanft, so lieblich, wenn sie will —!"

„Sie werden wahre kleine Löwen —"

„Arme Mont-Saint-Jean! Sie ist ihr viel Dank schuldig!"

„Es ist doch auch wahr, wenn wir sie schlagen, schlagen wir ihr Kind.“

„Daran hatte ich nicht gedacht.“

„Ich auch nicht.“

„Die Schallerin denkt an alles.“

„Und ein Kind zu schlagen! Pfui!“

„Keine von uns wäre dies im Stande.“

Nichts ist leichter beweglich als die Leidenschaften des Volkes; nichts wechselt rascher und plötzlicher.

Einige einfache und rührende Worte der Schallerin hatten mit einem Male eine Reaction zu Gunsten der Moint-Saint-Jean bewirkt, die vor Rührung weinte.

Alle Herzen waren bewegt, weil, wie wir schon gesagt haben, alles, was sich auf das Muttersein bezieht, bei den Unglücklichen, von denen wir hier sprechen, immer tiefen Eindruck macht.

Die Wölfin, die in allem heftig und exaltirt war, nahm mit einem Male das Mützchen, das sie in der Hand hielt, machte eine Art Börse daraus, griff in die Tasche, nahm 20 Sous, warf sie in das Mützchen und rief, indem sie dasselbe den andern Gefangenen hinhielt:

„Ich gebe 20 Sous für die Mont-Saint-Jean, damit sie Leinwand zu Kinderzeug kaufen kann. Wir alle helfen zuschneiden und mit nähen, damit dies ihr nichts koste.“

„Ja —; ja.“

„Wir wollen zusammensteuern.“

„Ich bin dabei.“

„Eine prächtige Idee!“

„Die arme Mont-Saint-Jean!“

„Sie ist zwar häßlich wie ein Ungeheuer, aber Mutter wie eine andere.“

„Die Schallerin hatte Recht, man könnte weinen, wenn man dies Kinderzeug von Lumpen ansieht.“

„Ich gebe zehn Sous.“

„Ich dreißig.“

„Ich zwanzig.“

„Ich vier, — ich habe nicht mehr.“

„Ich habe kein Geld, aber ich verkaufe meine Ration von morgen, um auch beizusteuern. Wer kauft sie mir ab?“

„Ich,“ rief die Wölfin, „ich gebe zehn Sous für Dich, Du magst aber Deine Ration behalten und die Mont-Saint-Jean soll ein Kinderzeug bekommen wie eine Prinzessin —“

Die Verwunderung und die Freude der Mont-Saint-Jean auszudrücken, würde völlig unmöglich sein; ihr groteskes und häßliches Gesicht, über das große Thränentropfen strömten, wurde fast rührend. Es strahlte von Glück und Dank.

Marien-Blume war auch glücklich, ob sie gleich zu der Wölfin sagen mußte, als diese ihr das Mützchen hinhielt:

„Ich habe kein Geld, aber ich werde arbeiten so viel als möglich —“

„Ach, mein lieber Engel aus dem Paradiese,“ rief die Mont-Saint-Jean, indem sie vor der Schallerin auf die Knie sank und die Hand derselben zu ergreifen suchte, um sie zu küssen, „was habe ich für Sie gethan, daß Sie so gütig und freundlich gegen mich sind und alle diese Damen auch? Ist es möglich, Du mein Herr und Heiland! gutes, neues Kinderzeug für mein Kind! Alles, was dazu gehört! Wer hätte das geglaubt! Ich werde vor Freude verrückt! Eben noch die Zielscheibe des Spottes, von allen gemißhandelt und nun, — weil Sie ihnen — etwas gesagt haben mit Ihrer lieben Engelsstimme, — wenden Sie alle vom Bösen zum Guten und sie lieben mich! Ich — ich liebe sie auch. Sie sind so gut, — es war nicht recht von mir, daß ich bös wurde. Wie dumm war ich — und wie ungerecht — wie undankbar! Sie thaten ja alles nur, um zu lachen; sie wollten mir nicht wehe thun — ich habe nun den Beweis. — Jetzt könnte man mich auf dem Flecke todtschlagen, ich würde nicht mucksen —“

„Wir haben achtundzwanzig Francs und sieben Sous,“ sagte die Wölfin, nachdem sie den Betrag der Collecte überzählt hatte, die sie in das Mützchen wickelte. „Wer soll das Geld behalten, bis es ausgegeben ist? Der Mont-Saint-Jean dürfen wir es nicht geben, — sie ist zu dumm.“

„Die Schallerin soll das Geld an sich nehmen!“ riefen alle.

„Wenn Ihr auf mich hören wollet,“ sagte Marien-Blume, „so bittet die Aufseherin, Madame Armand, das Geld zu übernehmen und davon die nöthigen Einkäufe zu machen. Vielleicht, wer weiß es? freut sie sich über die gute That, die Ihr verrichtet habt und bittet, denen, die gut angeschrieben stehen, einige Tage der Haft zu erlassen. Nun, Wölfin,“ setzte die

Schallerin hinzu, indem sie dieselbe am Arme nahm, „sind Sie nun nicht zufriedener als vorhin, als Sie die Lumpen der armen Mont-Saint-Jean umherstreuten?"

Die Wölfin antwortete anfangs nicht.

Auf die Exaltation, welche einen Augenblick ihre Züge belebt hatte, folgte ein gewisses Mißtrauen.

Marien-Blume sah sie verwundert an; sie konnte sich diese plötzliche Veränderung nicht erklären.

„Schallerin ... kommen Sie, — ich muß mit Ihnen sprechen," sagte die Wölfin finster vor sich hin.

Dann trat sie aus der Gruppe der Gefangenen heraus und führte die Schallerin an das Bassin mit der steinernen Einfassung, an dem sich eine Bank befand.

Hier setzten sich die Schallerin und die Wölfin nieder und waren fast allein.

XIV.

Die Wölfin und die Schallerin.

Wir glauben fest an den Einfluß gewisser Charactere, die eine solche magische Gewalt über die Massen haben, daß sie dieselben zum Guten und zum Bösen bestimmen können.

Einige, die kühn, heftig, unbändig sind, werden sich an die schlechten Eigenschaften wenden und dieselben aufregen, wie der Sturm die Wogen des Meeres aufwühlt, aber diese Stürme werden wie alle Stürme, zwar wüthend, aber auch nur von kurzer Dauer sein; dem verderblichen Aufbrausen wird ein Gefühl der Trauer, des Unbehagens folgen, das das Elend noch elender macht. Die Folgen einer Ueberschreitung des Maßes sind immer bitter.

Die Wölfin soll, wenn man will, diesen verderblichen Einfluß personifiziren.

Andre Organisationen, die seltener sind, weil ihr edles Gefühl durch den Verstand befruchtet werden, bei denen der Geist in gleicher Höhe mit dem Herzen stehen muß, werden zum Guten Anlaß geben, wie die Erstern zum Bösen. — Ihre

heilsame Einwirkung wird mild die Gemüther durchdringen, wie die warmen Strahlen der Sonne die Körper mit einer belebenden Wärme erfüllen, wie der frische Thau einer Mainacht die dürre glühende Erde erquickt.

Marien-Blume personifizirt, wenn man will, diese wohlthuende Einwirkung.

Die Reaction im Guten geht nicht so rasch vorüber wie die im Bösen; ihre Wirkungen dauern länger. Sie ist etwas Salbungsvolles, Unaussprechliches, das die verhärtetsten Herzen allmälig erweicht, beruhigt und ihnen ein Gefühl unnennbarer Wonne giebt.

Leider hört aber auch dieser Zauber auf.

Die Bösen verfallen, nachdem sie die himmlische Klarheit gesehen, von neuem in die Finsterniß des gewöhnlichen Lebens; die Erinnerung an die lieblichen Empfindungen, die sie einen Augenblick überraschten, verlöscht allmälig, wenn sie sich auch bisweilen bemühen an dieselben zurückzudenken, wie wir die Melodie der Lieder wiederzufinden suchen, die unsre glückliche Jugend wiegten.

Die Gefährtinnen der Schallerin hatten durch die gute That, zu der diese sie veranlaßt, die flüchtige Wonne jener Gefühle kennen gelernt, die auch die Wölfin theilte. Diese sollte aber, aus Gründen, welche wir bald mittheilen werden, minder lange als die andern Gefangenen diesen wohlthätigen Eindruck fühlen.

Wenn man sich wundert, die sonst so passiv und schmerzlich ergebene Schallerin muthig und mit einer gewissen Autorität handeln zu sehen, so brauchen wir nur daran zu erinnern, daß die edlen Lehren, die sie während ihres Aufenthaltes in Bouqueval erhalten, die seltenen Anlagen und Eigenschaften dieser vortrefflichen Natur reißend schnell entwickelt hatten.

Marien-Blume sah ein, daß es nicht hinreichte, eine unabänderliche Vergangenheit zu bereuen, daß man die Achtung der Menschen und seiner selbst nicht anders wieder erlangt, als wenn man Gutes thut und Andre zum Guten lenkt.

— — — — — — — — — — — —

Die Wölfin saß, wie gesagt, auf der Bank neben der Schallerin.

Die beiden Mädchen gewährten einen höchst auffallenden Contrast.

Die bleichen Strahlen der Wintersonne beschienen sie; der reine Himmel war hier und da mit kleinen weißen flockigen Wolken gefleckt; einige Vögel, welche die laue Temperatur lockte, zwitscherten auf den unbelaubten Zweigen der großen Kastanienbäume des Hofes; einige Sperlinge, die kecker waren, als die andern, badeten sich in dem kleinen Bache, der von dem vollen Bassin ablief; grünes weiches Moos bekleidete die steinerne Einfassung und in den lockern Fugen der Steine wuchsen hier und da einige Grasbüschel, welche der Winterfrost verschont hatte.

Diese Beschreibung eines Bassins in einem Gefängnißhofe wird lächerlich erscheinen, aber Marien=Blume bemerkte alle diese Einzelnheiten; sie heftete ihre Blicke auf die kleinen grünen Stellen und das klare Wasser, in welchem sich die flüchtigen weißen Wölkchen spiegelten, in dem die goldenen Sonnenstrahlen blitzten, und sie dachte seufzend an die Herrlichkeit der Natur, die sie so sehr liebte und bewunderte und von der sie wiederum getrennt war.

„Was wollten Sie mir sagen?“ fragte die Schallerin ihre Gefährtin, die finster und schweigend neben ihr saß.

„Wir müssen zu einer Erklärung kommen,“ antwortete die Wölfin rauh; „das kann so nicht fortgehen.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Eben jetzt, im Hofe, wegen der Mont=Saint=Jean, hatte ich mir vorgenommen: ich gebe der Schallerin nicht mehr nach, und doch habe ich Ihnen wieder nachgegeben.“

„Aber —“

„Ich sage, das kann nicht so fortgehen —“

„Was haben Sie gegen mich, Wölfin?“

„Daß ich nicht mehr bin wie ich war, seit Sie hier sind, nein, — ich habe keinen Muth, keine Kraft, keine Keckheit mehr.“

Dann unterbrach sich die Wölfin plötzlich, streifte den Aermel ihres Kleides zurück, zeigte auf den weißen, kräftigen, mit schwarzen Härchen bewachsenen Arm und deutete an der innern Seite desselben auf eine unverlöschliche Tättowirung, welche einen blauen Dolch vorstellte, der zur Hälfte in ein rothes Herz hineingedrückt war. Darunter las man die Worte:

„Tod den Feigen!
Martial.
F. d. L. (für das Leben).

„Sehen Sie das?" fragte die Wölfin.

„Ja, — das ist schrecklich, so daß ich mich fürchte," antwortete die Schallerin, indem sie die Augen abwandte.

„Als Martial, mein Geliebter, mit einer rothglühenden Nadel diese Worte auf den Arm schrieb: Tod den Feigen! hielt er mich für muthig. Wenn er wüßte, wie ich mich seit drei Tagen benommen habe, würde er mir sein Messer in den Leib stoßen, wie dieser Dolch da in das Herz gestoßen ist, — und er würde Recht thun, denn es steht da geschrieben: Tod den Feigen! Ich bin feig."

„Was thaten Sie, um feig genannt werden zu können?"

„Alles —"

„Bereuen Sie den guten Gedanken, den Sie eben hatten?"

„Ja."

„Das glaube ich nicht —"

„Ich sage Ihnen, daß ich ihn bereue, denn auch er ist ein Beweis davon, was Sie über Alle vermögen. Haben Sie nicht Mont-Saint-Jean gehört, als sie auf den Knien lag und Ihnen dankte?"

„Was sagte sie?"

„Sie sagte, indem sie von uns sprach, Sie wendeten uns von dem Bösen zum Guten. Ich hätte sie erwürgen mögen, als sie dies sagte, denn sie hatte — zu unserer Schande — Recht. Ja, in wenigen Minuten verändern Sie uns von Weiß in Schwarz; man hört Sie an, man überläßt sich seinen ersten Gefühlen — und thut, wie immer, was Sie haben wollen."

„Habe ich Sie zu etwas schlechtem verleitet, als Sie die Arme so edelmüthig unterstützten?"

„Davon handelt es sich nicht," rief die Wölfin zornig aus, — „ich habe noch vor Niemand den Nacken gebeugt. Ich heiße die Wölfin und mit Recht, — mehr als ein Weib trägt Spuren von mir an sich, auch mehr als ein Mann, — man soll nicht sagen, ein schwächliches Mädchen wie Sie hätte mich unter die Füße gebracht."

„Ich! und wie?"

„Weiß ich denn das selbst? Sie kommen hierher und fangen gleich damit an, mich zu beleidigen —"

„Ich Sie beleidigen?"

„Ja. Sie fragen, wer Ihr Brod haben wolle und ich

antwortete zuerst: ich! Dann antwortete die Mont-Saint-Jean und Sie gaben ihr den Vorzug. Wüthend darüber springe ich auf Sie zu mit dem Messer in der Hand —"

„Und ich sage: Tödten Sie mich, wenn Sie wollen, aber lassen Sie mich nicht zu lange leiden," antwortete die Schallerin, „das war alles."

„Alles? Ja, alles! Und doch rissen mir diese paar Worte das Messer aus der Hand, und zwangen mich, Sie um Verzeihung zu bitten, Sie, da Sie mich doch beleidiget hatten. Ist das natürlich? Sehen Sie, wenn ich wieder zu mir komme, schäme ich mich vor mir selbst. Und gleich am ersten Abende nach Ihrer Ankunft hier, als Sie niederknieten, um zu beten, warum sagte ich, statt über Sie zu spotten und den ganzen Schlafsaal gegen Sie zu hetzen: „man muß sie in Ruhe lassen — Sie betet, — sie hat ein Recht dazu"? Und warum schämte ich mich mit allen Andern den andern Morgen, vor Ihnen uns anzukleiden?"

„Das weiß ich nicht, Wölfin."

„Wahrhaftig!" fuhr das ungestüme Mädchen ironisch fort: „Sie wissen es nicht? Wahrscheinlich weil Sie, wie wir bisweilen im Scherz gesagt haben, nicht von unserer Art sind. Sie glauben dies vielleicht?"

„Ich habe nie gesagt, daß ich es glaube."

„Nein, Sie haben es nicht gesagt, aber Sie thun gerade so —"

„Ich bitte Sie, hören Sie mich an —"

„Nein, — es hat mich schon zu viel gekostet, Sie angehört, Sie angesehen zu haben. Bis jetzt habe ich Niemanden beneidet — Zwei bis drei Mal habe ich mich überrascht — wie dumm und feig! — Sie um Ihr Madonnengesicht, Ihr sanftes, trauriges Ansehen zu beneiden. Ja, ich habe Sie selbst um Ihr blondes Haar und Ihre blauen Augen beneidet, obgleich die Blondinen mir immer zuwider waren, weil ich selbst braun bin. Ihnen ähnlich sein zu wollen! — ich, die Wölfin! Hätte mir das vor acht Tagen Jemand gesagt, ich würde ihn gezeichnet haben! Und Ihre Lage ist doch nicht beneidenswerth; Sie hängen betrübt den Kopf wie eine Magdalena. Geht das natürlich zu?"

„Wie kann ich von den Eindrücken Rechenschaft geben, die ich auf Sie mache?"

„O, Sie wissen recht gut, was Sie thun!"

„Trauen Sie mir dabei eine schlechte Absicht zu?"

„Weiß ich es denn? Eben weil mir alles das unbegreiflich vorkommt, traue ich Ihnen nicht mehr. Noch etwas, bisher bin ich immer lustig oder zornig gewesen, jetzt bin ich träumerisch und Sie haben mich dazu gemacht. Manche Worte, die Sie sprachen, haben gegen meinen Willen mein Herz ergriffen, mich genöthiget, an mancherlei traurige Dinge zu denken."

„Es thut mir leid, Sie so betrübt zu haben, Wölfin, aber ich erinnere mich nicht, daß ich etwas gesagt hätte —"

„Mein Gott," unterbrach die Wölfin die Schallerin mit zorniger Ungeduld, „was Sie thun, ist bisweilen eben so rührend, als das, was Sie sagen. Sie sind so boshaft!"

„Ereifern Sie sich nicht so, Wölfin, — sprechen Sie sich deutlicher aus —"

„Gestern, in dem Arbeitssaale betrachtete ich Sie; Sie hatten den Kopf gesenkt und sahen nur auf die Arbeit, an der Sie näheten; eine große Thräne fiel auf Ihre Hand — Sie sahen diese Thräne eine Weile an, dann führten Sie die Hand an die Lippe, als wollten Sie die Thräne aufküssen. Ist das wahr?"

„Es ist wahr," sagte die Schallerin erröthend.

„Das sieht aus, als wäre es nichts, aber in diesem Augenblicke sahen Sie so unglücklich, so unglücklich aus, daß es mir das Herz wie zusammenschnürte. Halten Sie das für spaßhaft? Ich bin immer steinhart gegen alles Rührende gewesen, Niemand kann sich rühmen, mich weinen gesehen zu haben und jetzt wird mir es weich ums Herz, wenn ich Sie nur ansehe. Das ist feig, — ich bin feig geworden und ein Beweis davon ist, daß ich seit drei Tagen nicht an Martial zu schreiben gewagt habe, so sehr peinigt mich das Gewissen — Ihre Anwesenheit verdirbt meinen Character, — das muß aufhören, es wird ein schlechtes Ende nehmen, ich fühle es. — Ich will bleiben wie ich bin und nicht über mich spotten lassen."

„Warum sollte man über Sie spotten?"

„Weil man mich weichmüthig und dumm sähe, während sonst Alle hier vor mir zitterten. Nein, nein, — ich bin zwanzig Jahre alt und in meiner Art so schön als Sie; ich bin boshaft, — man fürchtet mich, — das will ich. — Ueber alles andre lache ich. Wehe dem, der das Gegentheil sagt!"

„Sie zürnen mir, Wölfin?"

„Ja, Sie sind für mich eine schlimme, eine gefährliche Bekanntschaft; wenn das noch vierzehn Tage so fort ginge, würde man mich nicht mehr die Wölfin, sondern das Lamm nennen. Dafür danke ich. — Mein Geliebter würde mich umbringen. — Kurz und gut, ich mag nicht mehr mit Ihnen umgehen und werde, um rascher getrennt zu sein, in einen andern Saal versetzt zu werden bitten; schlägt man mir dies ab, so mache ich einen schlechten Streich, damit man mich einsperre bis meine Zeit abgelaufen. — Das habe ich Ihnen zu sagen, Schallerin."

Marien-Blume erkannte, daß ihre Gefährtin, deren Herz noch nicht ganz verdorben war, sich gegen die bessern Regungen gleichsam sträubte. Ohne Zweifel waren dieselben in der Wölfin durch das unwillkührliche Interesse erregt worden, das Marien-Blume ihr einflößte.

Zum Glück für die Menschheit beweisen seltene, aber schlagende Beispiele, daß es auserwählte Seelen giebt, die, fast ohne daß sie es selbst wissen, eine solche Anziehungskraft ausüben, daß sie selbst die Widerstrebendsten zwingen, in ihren Kreis einzutreten und sich zu bestreben, ihnen mehr oder minder ähnlich zu werden.

Die wunderbaren Resultate mancher Missionen und Sendungen lassen sich nicht anders erklären. In einem sehr beschränkten Kreise war dies die Art des Verhältnisses, das zwischen Marien-Blume und der Wölfin bestand; die letztere aber wehrte sich, nach einem seltsamen Widerspruche, oder vielmehr in Folge ihres unduldsamen Characters, mit aller Kraft gegen den heilsamen Einfluß, der auf sie wirkte, ebenso wie redliche Charaktere energisch gegen übele Einwirkungen sich sträuben.

Wenn man bedenkt, daß das Laster oft einen teuflischen Stolz besitzt, so wird man sich nicht wnndern, daß die Wölfin Alles aufbietet, um ihren Ruf als unbändiges und gefürchtetes Geschöpf zu bewahren und nicht aus einer Wölfin — ein Lamm zu werden, wie sie sich ausdrückte. Dieses Schwanken, dieser Unwille, dieser Kampf, untermischt mit einigen edlen Regungen, verriethen bei dieser Unglücklichen zu günstige und zu bedeutsame Symptome, als daß Marien-Blume die Hoffnung, die sie einen Augenblick gehegt hatte, sogleich hätte aufgeben

können. Sie ahnete, daß die Wölfin nicht ganz verdorben sei, und wünschte sie zu retten, wie sie selbst gerettet worden war.

„Die beste Art, meinem Wohlthäter meine Dankbarkeit zu bezeigen," dachte die Schallerin bei sich, „wird darin bestehen, Andern, die noch darauf hören können, den guten Rath zu wiederholen, den er mir gegeben hat."

Sie ergriff schüchtern die Hand ihrer Gefährtin, die sie mit finsterm Mißtrauen anblickte, und sagte:

„Ich versichere Sie, Wölfin, daß Sie Antheil an mir nehmen, nicht weil Sie feig sind, sondern weil Sie ein edles Herz besitzen. Nur die muthigen edeln Herzen fühlen Rührung bei dem Unglücke Andrer."

„Dabei ist weder Edelsinn noch Muth," sprach die Wölfin rauh, „sondern nur Feigheit. — Uebrigens will ich nicht, daß Sie mir sagen, ich sei gerührt worden, — es ist nicht wahr —"

„Ich will es nicht wieder sagen, Wölfin, aber dankbar zu sein, werden Sie mir erlauben, nicht wahr, weil Sie Antheil an mir genommen haben?"

„Meinetwegen. — Noch heute Abend bin ich in einem andern Saal, oder allein im Kerker, und bald werde ich freigelassen, Gott sei Dank!"

„Wohin werden Sie von hier gehen?"

„In meine Wohnung, Rue Pierre Lescot. Ich habe eine eigene Wohnung und eigene Meubles."

„Und Martial werden Sie mit Freuden wiedersehen?" fuhr die Schallerin fort, welche hoffte, länger mit der Wölfin sprechen zu können, sobald sie einen für diese interessanten Gegenstand erwähne.

„Ach ja! ja!" antwortete sie in leidenschaftlichem Ton. „Als ich verhaftet wurde, erholte er sich eben von der Krankheit, von einem Fieber, das er gehabt hatte, weil er immer auf dem Wasser ist. Siebzehn Tage und siebzehn Nächte habe ich ihn keine Minute verlassen; ich habe die Hälfte meiner Meubles verkauft, um den Arzt, die Arzneien und Alles zu bezahlen. Ich kann mich rühmen, und ich rühme mich auch, wenn er lebt, so verdankt er es mir. — Noch gestern ließ ich eine Kerze für ihn verbrennen, — es sind das Albernheiten, aber es bleibt sich gleich, manchmal hat man doch recht gute Folgen davon gesehen —"

„Und wo ist er jetzt? was treibt er?"

„Er wohnt bei der Brücke zu Asnières, ganz dicht am Wasser."

„Ganz dicht am Wasser?"

„Ja, er hat sich da mit seiner Familie in einem einzelnen Hause niedergelassen. Fortwährend lebt er im Kriege mit den Fischereiwächtern, und wenn er in seinem Boote steht, die Doppelflinte in der Hand hat, möchte ich Niemandem rathen, ihm zu nahe zu kommen," sagte die Wölfin mit Stolz.

„Welches Gewerbe treibt er?"

„Er fischt in der Nacht, und dann, wenn ein feiger Mensch Streit mit einem andern sucht, so nimmt das Martial über sich, denn er ist muthig wie ein Löwe. Sein Vater hat Unglück mit der Justiz gehabt. Er hat eine Mutter, zwei Schwestern und einen Bruder. Freilich wäre es besser für ihn, er hätte diesen Bruder nicht, der ein Taugenichts ist und noch einmal guillotinirt werden wird, wie seine Schwestern auch. Na, — es geht doch nur an ihren Hals!"

„Wo haben Sie Martial kennen gelernt?"

„In Paris. Er wollte das Schlosser-Handwerk erlernen, ein schönes Handwerk! — immer glühendes Eisen. — Feuer um sich her —, Gefahr! Das war etwas für ihn, aber er hatte, wie ich, seinen eigenen Kopf und kam mit den Meistern nicht aus. Da kehrte er wieder zu seinen Aeltern zurück und fing an, auf dem Flusse zu stehlen. Er besucht mich in Paris und ich besuche ihn am Tage in Asnières. Es ist ganz nahe; ich würde auch zu ihm gehen, wenn es weiter wäre, und müßte ich auf Händen und Füßen mich fortschleppen."

„Ach, Sie werden also das Glück haben, Wölfin, auf das Land zu gehen!" sprach die Schallerin seufzend. — „Gehen Sie auch so gerne wie ich auf dem Felde spazieren?"

„Ich gehe mit meinem Geliebten lieber im Walde, in dem großen Walde spazieren."

„In dem Walde? Und Sie fürchten sich nicht?"

„Fürchten! Ja, fürchten! Fürchtet sich denn eine Wölfin? Je öder und dichter der Wald ist, um so mehr liebe ich ihn. Ein einzelnes Häuschen, in dem ich mit Martial wohnte, der Wilddieb wäre, — mit ihm in der Nacht hinauszugehen, um Schlingen für das Wild zu legen, dann, wenn die Wild-

hüter uns verhaften wollten, aus dem Gebüsche nach ihnen zu schießen, das wäre prächtig!"

„Haben Sie schon in dem Walde gelebt?"

„Niemals."

„Wer hat Sie auf diese Gedanken gebracht?"

„Martial."

„Wie?"

„Er war Wilddieb in dem Walde von Rambouillet. Vor einem Jahre hieß es, er habe auf einen Wildhüter geschossen, der auf ihn geschossen hatte. Der Lump von Wildhüter! Zwar ist nichts vor Gericht bewiesen worden, Martial mußte aber doch die Gegend verlassen. Da kam er nach Paris, um das Schlosser-Handwerk zu lernen und hier machte ich seine Bekanntschaft. Da er sich, wie gesagt, mit den Meistern nicht vertragen konnte, so kehrte er lieber nach Asnières zu seinen Aeltern zurück und trieb verbotenen Fischfang. — Aber er sehnte sich immer wieder in den Wald und er wird früher oder später dahin zurückkehren. Durch sein vieles Reden von der Wilddieberei und von den Wäldern hat er mir diese Gedanken in den Kopf gesetzt und mir ist es jetzt, als wäre ich dafür geboren. Aber so ist es, nur, was der Geliebte will, das will auch das Mädchen. Wenn Martial ein Dieb wäre, würde ich eine Diebin sein. Wenn man einen Geliebten hat, muß man sein wie er."

„Und wo sind Ihre Aeltern, Wölfin?"

„Das weiß ich nicht."

„Haben Sie dieselben lange nicht gesehen?"

„Ich weiß nicht einmal, ob sie leben oder todt sind."

„Sie waren also hart gegen Sie?"

„Weder gut noch schlecht. — Ich war, glaube ich, elf Jahre alt, als meine Mutter mit einem Soldaten davonging; mein Vater, der Tagelöhner war, hielt sich nun eine Geliebte, die mit zwei Knaben zu uns zog; der eine war sechs, der andere elf Jahre alt wie ich. Sie handelte mit Aepfeln. Im Anfange ging es nicht schlecht, dann aber, wenn sie bei ihrem Aepfelkrame war, kam eine Austernhändlerin zu uns, mit der mein Vater auch gut stand. Das erfuhr die erste und nun gab es fast alle Tage so entsetzliche Schlägereien, daß wir Kinder fast den Tod davon hatten. Ich schlief mit den beiden Jungen zusammen, denn wir hatten nur ein Stübchen und nur ein

Bett für uns drei, das neben dem meines Vaters und seiner Geliebten stand. Eines Tages, es war gerade ihr Namenstag, Magdalenentag, machte sie ihm Vorwürfe, daß er ihr nicht gratulirt habe. Ein Wort gab das andere und mein Vater schlug sie endlich mit dem Besenstiele auf den Kopf. Ich dachte, es wäre aus mit ihr. Sie fiel wie ein Stück Blei hin, aber sie hatte ein zähes Leben und einen harten Kopf. Sie blieb meinem Vater nichts schuldig; einmal biß sie ihm so stark in die Hand, daß sie ein Stück Fleisch zwischen den Zähnen behielt. Solche Tage waren gleichsam Festtage; an den Werkeltagen sahen wir nicht so viel von den Schlägereien."

„Behandelte diese Frau Sie schlecht?"

„Die Mutter Magdalene? Nein, im Gegentheil; sie war nur zu lebhaft, sonst eine kreuzbrave Frau. Endlich wurde mein Vater der Sache aber doch überdrüssig; er überließ ihr die wenigen Meubles, die wir hatten, ging fort und kam nicht wieder. Er stammte aus Burgund und ist wahrscheinlich dahin zurückgekehrt. Ich war damals funfzehn oder sechzehn Jahre alt."

„Und Sie blieben bei der ehemaligen Geliebten Ihres Vaters?"

„Wohin hätte ich gehen sollen? Sie wurde mit einem Dachdecker einig, der zu ihr zog. Einer der beiden Jungen der Mutter Magdalene, der größte, ertrank bei der Schwaneninsel; der andere kam zu einem Tischler in die Lehre."

„Und was thaten Sie bei dieser Frau?"

„Ich zog ihren Aepfelkarren mit ihr, kochte die Suppe und trug sie zu ihrem Manne. Kam er betrunken nach Hause, was ihm sehr oft passirte, so half ich der Mutter Magdalene ihn prügeln, um Ruhe zu haben, denn wir wohnten noch immer in dem Stübchen. Einmal würde er uns beide erschlagen haben, wenn wir ihm seinen Hammer nicht genommen hätten. Die Mutter Magdalene erhielt einen Schlag auf die Achsel und sie blutete davon wie ein Schwein —"

„Und wie wurden Sie — was wir sind?" fragte Marien-Blume zögernd.

„Der Sohn Magdalenens, der kleine Karl, der später bei der Schwaneninsel ertrank, war bei mir gewesen, fast seit der Zeit, als er mit seiner Mutter zu uns kam und wir noch Kinder waren. — Seine Stelle nahm der Dachdecker ein. Mir

war es gleichgültig, aber ich fürchtete, von der Mutter Magdalene aus dem Hause gejagt zu werden, wenn sie etwas merkte. Das geschah denn auch; da sie aber eine gutmüthige Frau war, so sagte sie zu mir: Da es so ist, — Du bist sechzehn Jahre alt, taugst zu nichts, bist zu eigensinnig und starrköpfig, um dienen oder etwas lernen zu können, komm mit mir, ich will Dich bei der Polizei einschreiben lassen. Da Du keine Aeltern hast, will ich für Dich sorgen und Du wirst so wenigstens einen von der Regierung genehmigten Stand haben. Du wirst immer in Freuden leben, ich kann ruhig sein und Du bist mir nicht mehr zur Last. Was meinst Du dazu?" — „Sie mögen wohl Recht haben," antwortete ich; „ich habe daran nicht gedacht." Wir gingen in das Sitten-Bureau; sie empfahl mich in einem Hause und seitdem bin ich eingeschrieben. Vor einem Jahre ungefähr habe ich die Mutter Magdalene wiedergesehen; ich trank mit meinem Schatze und wir luden sie ein, uns Gesellschaft zu leisten. Sie erzählte uns, daß ihr Dachdecker auf den Galeeren sei. Seitdem habe ich sie nicht wiedergesehen. Ich weiß nicht, wer letzthin erzählte, sie sei vor drei Monaten in die Morgue gebracht worden. Schade, wenn es wahr ist! Sie war eine brave Frau, die Mutter Magdalene. Sie hatte das Herz in der Hand und nicht mehr Galle als eine Taube."

Marien-Blume hatte, obgleich jung in eine Atmosphäre der Verdorbenheit gestürzt, seitdem eine so reine Luft geathmet, daß sie bei der schrecklichen Erzählung der Wölfin eine ängstliche Beklemmung fühlte.

Wir hatten den traurigen Muth, diese Geschichte nachzuerzählen, aber wir müssen hinzusetzen, daß, so gräßlich sie auch sein mag, sie doch weit, unendlich weit hinter unzähligen wirklichen Vorfällen der Art zurückbleibt.

Ja, die Unwissenheit und die Armuth führen oft die armen Klassen zu dieser entsetzlichen menschlichen und socialen Erniedrigung —

Ja, es giebt eine Menge elender Wohnungen, in denen Kinder und Erwachsene, Mädchen und Knaben, eheliche und uneheliche auf einem Strohsacke schlafen, wie Vieh auf einer Streu, und fortwährend gräuelhafte Vorbilder von Trunkenheit, Gewaltthat, Ausschweifung und Mord vor Augen haben.

Ja, und nur zu oft fügt diesen Greueln die Blutschande einen neuen Greuel hinzu.

Die Reichen können ihre Laster mit Dunkel und Geheimniß umhüllen und die Heiligkeit des häuslichen Heerdes schonen; aber selbst die achtbarsten Handwerker, die fast immer ein Zimmer mit ihrer Familie bewohnen, sind gezwungen, weil es ihnen an Raum und Betten fehlt, ihre Kinder, Brüder und Schwestern bei einander schlafen zu lassen und selbst mit ihrer Frau wenige Schritte davon zu schlafen.

Wenn man schon bei den nachtheiligen Folgen solcher Nothwendigkeit zittert, der fast unvermeidlich die armen, aber rechtschaffenen Handwerker ausgesetzt sind, wie soll es werden, wenn die Leute durch Unwissenheit und schlechten Lebenswandel sich herabgewürdiget haben?

Welche entsetzliche Beispiele werden sie ihren unglücklichen Kindern geben, die schon von ihrer frühesten Jugend an allen thierischen Neigungen und Leidenschaften überlassen, ja zu denselben angereizt werden? Werden sie nur eine Idee von Pflicht, Rechtschaffenheit und Scham haben? Werden sie den socialen Gesetzen nicht eben so fremd gegenüberstehen wie die Wilden der neuen Welt?

Die armen, schon in der Geburt verdorbenen Geschöpfe, die in den Gefängnissen, in die sie häufig wegen Heimathlosigkeit und liederlichen Herumtreibens kommen, schon durch die grobe und schreckliche bildliche Bezeichnung gebrandmarkt werden: Zuchthaussamen!

Das Bild ist ganz treffend. Diese traurige Vorhersagung geht fast immer in Erfüllung.

Wir wollen keinen Fehltritt entschuldigen, aber man vergleiche nur die freiwillige Herabwürdigung eines Mädchens, das fromm im Schooße einer wohlhabenden Familie erzogen wurde, die ihm nur edle Beispiele gegeben hat, mit jener Entartung der Wölfin, die im Laster, durch und für das Laster aufgezogen wurde und die man auf die Prostitution — nicht mit Unrecht — als auf einen von der Regierung beschützten Stand aufmerksam macht.

Es ist wahr. Es giebt in Paris ein Bureau, wo dies einregistrirt, bescheiniget wird; ein Bureau, wo oft die Mutter die Prostitution ihrer Tochter, der Mann die seiner Frau genehmiget, und diesen Ort nennt man das Sitten-Bureau!

Muß nicht ein tiefgehender, unheilbarer Organisationsfehler der Gesellschaft in den Gesetzen liegen, welche den Stand des Mannes und der Frau bestimmen, wenn die Gewalt, die Gewalt, diese ernste und moralische Abstraction, sich genöthiget sieht, diesen Verkauf des Körpers und der Seele, der jeden Tag eine schauerlicher große Zahl erreicht, nicht blos zu dulden, sondern zu regeln, zu legalisiren, zu schützen, um ihn minder gefährlich zu machen!

XV.

Luftschlösser.

Die Schallerin kämpfte die Bewegung nieder, welche die traurige Beichte ihrer Gefährtin in ihr geweckt hatte und sagte schüchtern zu ihr:

„Hören Sie mich an, ohne bös zu werden —“

„Wir wollen sehen —, reden Sie — ich hoffe, genug geschwatzt zu haben, — im Ganzen schadet es doch nicht, da wir doch zum letzten Male mit einander sprechen.“

„Sind Sie glücklich, Wölfin?“

„Wie?“

„Finden Sie ein Glück in dem Leben, das Sie führen?“

„Hier in St. Lazarus?“

„Nein — wenn Sie frei sind?“

„Ja, ich bin glücklich —“

„Immer?“

„Immer.“

„Sie möchten Ihr Schicksal nicht mit einem andern vertauschen?“

„Mit welchem andern Schicksale? Für mich giebt es kein andres.“

„Sagen Sie mir, Wölfin,“ fuhr Marien-Blume nach einer kurzen Pause fort, „bauen Sie sich nicht bisweilen Luftschlösser? Das unterhält ... im Gefängnisse.“

„Warum Luftschlösser?"

„Wegen Martial."

„Meines Geliebten?"

„Ja —"

„Nein, ich habe nie Luftschlösser gebaut."

„So will ich einmal eins bauen — für Sie und Martial —"

„Wozu das?"

„Zum Zeitvertreibe —"

„Nun —, meinetwegen! Lassen Sie Ihr Luftschloß sehen!"

„Denken Sie sich z. B., Sie träfen einmal zufällig, wie dies doch bisweilen geschieht, Jemanden, der zu Ihnen sagte: Verlassen von Ihrem Vater und Ihrer Mutter, standen Ihnen in Ihrer Kindheit so schlechte Beispiele vor Augen, daß Sie eben so zu beklagen als zu tadeln sind, daß Sie... wurden..."

„Was wurden?"

„Was Sie und ich, was wir geworden sind," antwortete die Schallerin mit lieblicher Stimme, dann fuhr sie fort: „Nehmen Sie an, dieser Jemand sagte ferner zu Ihnen: Sie lieben Martial, — er liebt Sie — Geben Sie beide Ihren schlechten Lebenswandel auf, werden Sie seine Frau —"

Die Wölfin zuckte die Achseln.

„Wer weiß, ob er mich zu seiner Frau haben möchte."

„Außer der Wilddieberei hat er nichts Schlechtes begangen, nicht wahr?"

„Nein, — er ist Wilddieb auf dem Wasser, wie er es im Walde war und er hat Recht. Sind die Fische im Wasser wie das Wild im Walde nicht da für den, welcher sie fängt? Wo tragen sie das Zeichen ihres Eigenthümers an sich?"

„Angenommen, er hätte sein gefährliches Gewerbe als Fischdieb aufgegeben und wollte ein ganz ehrlicher Mann werden; angenommen, er flößte durch seinen guten Vorsatz einem unbekannten Wohlthäter so viel Vertrauen ein, daß er ihm eine Stelle gäbe z. B. die Stelle eines Jägers, eines Wildhüters, — da er Wilddieb war, würde eine solche Stelle ihm wohl zusagen, — sie ist dasselbe Geschäft, nur im Guten —"

„Ja, wahrhaftig, da könnte man auch immer im Walde leben."

„— Angenommen, man gäbe ihm die Stelle nur unter der Bedingung, daß er Sie heirathete und mit sich nähme."

„Ich mit Martial fortgehen!"

„Sie würden sich so glücklich fühlen, sagten Sie, mit einander mitten im Walde zu wohnen; würde Ihnen ein Häuschen, in welchem Sie thätige und arbeitsame Hausfrau wären, nicht lieber sein als eine schlechte Wilddiebshütte, in welcher Sie sich beide wie Verbrecher versteckt halten müßten?"

„Sie haben mich zum Besten! Ist denn das möglich?"

„Wer weiß? Der Zufall? — Uebrigens ist es eben ein Luftschloß."

„Ja so."

„Ich sehe Sie schon eingerichtet in dem Häuschen, mitten im Walde, mit Ihrem Manne, mit zwei, drei Kindern — Kinder! — welches Glück, nicht wahr?"

„Kinder von meinem Manne?" rief die Wölfin in wilder Leidenschaft, — „ach ja! o die würde ich lieben!"

„Sie würden Ihnen Gesellschaft leisten in ihrer Einsamkeit, und wenn sie größer geworden, fingen sie an, Ihnen hier und da behülflich zu sein; die kleinsten sammelten dürres Holz, der größere ginge mit einer Kuh oder mit zwei Kühen in den Wald hinein, um sie weiden zu lassen — man gäbe Ihrem Manne diese Kühe, um ihn für seine Thätigkeit zu belohnen, denn da er Wilddieb gewesen, würde er nur ein um so besserer Wildhüter sein."

„Es ist doch wahr, ja — die Luftschlösser unterhalten. — Erzählen Sie noch weiter, Schallerin!"

„Man wäre sehr zufrieden mit Ihrem Manne, — Sie erhielten von seinem Herrn einige Geschenke — Hühner in den Hof, einen Garten — aber Sie würden auch tüchtig arbeiten müssen, Wölfin — von früh bis Abends."

„O wenn es weiter nichts wäre! Bei meinem Manne würde ich mich vor der Arbeit nicht fürchten, — ich habe gute Arme."

„Beschäftigung für Sie würde sich immer finden, dafür steh' ich. — Es giebt so viel zu schaffen, so viel! Da ist das Vieh zu beschicken, das Essen zu kochen, die Kleidungsstücke der Familie auszubessern. Heute wird gewaschen, morgen Brod gebacken, oder das Haus wird von oben bis unten gescheuert, damit die andern Wildhüter sagen: „Es giebt doch weit und breit keine so gute Wirthin, wie die Frau Martials. Vom Keller bis unter das Dach alles immer spiegelblank! und die

Kinder immer reinlich! Aber sie arbeitet auch früh und spät, Madame Martial —"

„Ja, Schallerin, Madame Martial würde ich heißen," wiederholte die Wölfin mit einem gewissen Stolze. „Madame Martial!"

„Und das klingt gewiß besser wie: die Wölfin, nicht wahr?"

„Freilich, der Name meines Mannes würde mir lieber sein als der eines Thieres. — Aber — aber — Wölfin bin ich geboren, Wölfin werde ich sterben!"

„Wer weiß? Wer weiß! Nur sich nicht gescheut vor einem mühseligen, aber ehrlichen Leben, — das bringt Glück! Sie würden sich also vor der Arbeit nicht scheuen?"

„Gewiß nicht. Für meinen Mann und drei oder vier Kinder zu sorgen, sollte mir nicht schwer werden!"

„Es giebt aber auch nicht immer Arbeit, es kommt auch Ruhe. — Im Winter, Abends, wenn die Kinder schlafen — Ihr Mann seine Pfeife raucht, während er seine Gewehre putzt oder seine Hunde streichelt, können Sie ein wenig ausruhen—"

„Bah, gute Zeit! Die Hände in den Schooß legen! Nein, — da will ich doch lieber die Wäsche der Familie ausbessern, wenn wir Abends am Feuer sitzen —, das ist keine Arbeit. — Im Winter sind die Tage so kurz!"

Die Wölfin vergaß bei den Worten der Schallerin mehr und mehr über ihren Träumen von der Zukunft die Gegenwart, denn sie fühlte sich so lebhaft angezogen, wie früher Marien-Blume, als Rudolph von den Freuden des Landlebens mit ihr gesprochen hatte.

Die Wölfin verheimlichte die Neigungen nicht, welche ihr Geliebter ihr eingeflößt hatte. Marien-Blume erinnerte sich des tiefen heilsamen Eindruckes, den die lachenden, reizenden Schilderungen Rudolph's von dem Landleben auf sie gemacht hatten und wollte dasselbe Mittel bei der Wölfin versuchen. Mit Recht meinte sie, wenn ihre Gefährtin sich durch die Schilderung eines rauhen, einsamen, armen Lebens schon so sehr bewegen ließe, um ein solches zu wünschen, so verdiente das Mädchen Theilnahme und Mitleiden.

Hocherfreut, daß die Wölfin neugierig zuhörte, fuhr die Schallerin lächelnd fort:

„Und dann, Madame Martial, — erlauben Sie, daß ich Sie so nenne —, es schadet ja nichts."

„Im Gegentheil, es schmeichelt mir," antwortete die Wölfin, indem sie lächelnd die Achseln zuckte. Gleich darauf setzte sie aber hinzu: „Wie dumm! Die Madame zu spielen! Sind wir Kinder! Aber gleichviel, — nur weiter —, es ist hübsch. — Was sagten Sie?"

„Ich meine, Madame Martial, wenn wir von Ihrem Leben im Winter mitten im Walde sprechen, so haben wir die schlechteste Jahreszeit gewählt."

„Nein, es ist nicht die schlechteste. — So in der Nacht im Walde den Wind pfeifen und bisweilen die Wölfe — in weiter Ferne heulen zu hören, das würde ich nicht langweilig finden, wenn ich nur mit meinem Manne und meinen Kindern am Feuer säße, oder auch allein, ohne meinen Mann, wenn er die Runde machte. — Vor einer Flinte fürchte ich mich nicht — wenn ich meine Kinder zu vertheidigen hätte. — Das sollte man sehen. Die Wölfin würde ihre jungen Wölfe gut hüten."

„Ich glaube es Ihnen, — Sie sind sehr muthig, — ich aber, ich ziehe den Frühling dem Winter vor. Ach, der Frühling, Madame Martial, der Frühling! wenn die Bäume grün werden und die schönen Blumen im Walde blühen, die so gut, so gut riechen, daß die Luft voll Wohlgeruch ist! Da würden sich Ihre Kinder lustig in dem neuen Grase herumwälzen und der Wald wäre so buschig, daß man Ihr Haus in dem Grün kaum sehen könnte. — Ich sehe es ordentlich vor mir; vor der Thüre hat es eine Laube mit Wein, den Ihr Mann gepflanzt hat und der die Rasenbank beschattet, auf der er in der großen Tageshitze schläft, während Sie ab- und zugehen und den Kindern empfehlen, ja den Vater nicht zu wecken. — Ich weiß nicht, ob Sie das schon bemerkt haben: im höchsten Sommer, Mittags, ist es in dem Wald so still wie in der Nacht. — Kein Blättchen regt sich und die Vögel singen nicht —"

„Das ist wahr," antwortete fast mechanisch die Wölfin, die mehr und mehr die Wirklichkeit vergaß und fast vor ihren Augen die reizenden Bilder zu erblicken glaubte, die ihr die poetische Phantasie der Schallerin vorhielt, welche die Schönheiten der Natur so außerordentlich liebte.

Entzückt durch die Aufmerksamkeit, die ihre Gefährtin ihr

schenkte, fuhr Marien-Blume fort, indem sie sich selbst dem Zauber der Gedanken hingab, welche sie hervorrief:

„Etwas liebe ich fast eben so sehr als die Waldesstille: das Rauschen der großen Regentropfen im Sommer, die auf die Blätter fallen; hören Sie das auch gern?“

„Ach ja, ich liebe den Sommerregen auch.“

„Nicht wahr? Dann sind die Bäume, das Moos, das Gras wie gebadet und wie frisch riecht alles! Und wie die Sonne, wenn sie durch die Blätter scheint, alle diese Wassertröpfchen funkeln läßt, die an den Blättern hängen! Haben Sie das auch bemerkt?“

„Ja — aber ich erinnere mich nur daran, weil Sie eben davon sprechen. — Es ist drollig! Sie erzählen so hübsch, Schallerin; man glaubt alles zu sehen, vor sich zu sehen so wie Sie sprechen, und dann, ich weiß nicht, wie ich Ihnen das erklären soll, aber sehen Sie, was Sie sagen, das duftet gleichsam, es erfrischt, wie der Sommerregen, von dem Sie reden.“

Die Poesie ist wie das Gute, das Schöne oft ansteckend.

Die Wölfin, diese rohe Natur, sollte die ganze Einwirkung der Marien-Blume empfinden.

Diese fuhr fort:

„Wir lieben den Sommerregen nicht allein — Die Vögel? Wie freuen sie sich, wie schütteln sie die Federn und zwitschern lustig, — aber doch nicht lustiger als Ihre Kinder, Ihre Kinder, die frei, leicht und lustig sind wie sie. Sehen Sie nur, wie gegen Abend die kleinsten durch den Wald dem ältern entgegenlaufen, der die beiden Kühe von der Weide zurücktreibt; sie haben schnell das Klingeln der Glöckchen in der Ferne gehört!“

„Schallerin, ich sehe das kleinste und keckste da vor mir, das sich von dem ältern auf den Rücken einer Kuh hat heben lassen und da reitet!“

„Und man sollte sagen, das Thier wisse, welche Last es trägt, so vorsichtig geht es. — Aber nun ist die Zeit des Abendessens: Ihr Aeltester hat, während er die Kühe im Walde hütete, ein ganzes Körbchen voll Erdbeeren für Sie gepflückt, die er unter einer Decke wilder Veilchen mitbringt.“

„Erdbeeren und Veilchen! Das muß ein Wonnegeruch sein! Aber mein Gott! mein Gott! wo zum Teufel! nehmen Sie nur die Einfälle her, Schallerin?“

„Aus dem Walde, wo die Erdbeeren wachsen und die

Veilchen blühen, — man braucht nur hinzusehen und sie aufzuheben, Madame Martial. — Aber wir wollen von der Wirthschaft reden. — Es ist Abend, — Sie müssen Ihre Kühe melken, das Abendessen unter der Weinlaube vor der Thüre bereit stellen, denn Sie hören die Hunde Ihres Mannes bellen und bald auch die Stimme ihres Herrn, der, so müde er auch ist, singend heimkehrt ... Und warum sollte er auch nicht singen wollen, da er an einem schönen Sommerabende mit zufriedenem Herzen dem Hause zuschreitet, wo ihn eine gute Frau und liebe schöne Kinder erwarten? Nicht wahr, Madame Martial?"

„Es ist wahr, man muß da singen," antwortete die Wölfin, die immer nachdenkender wurde.

„Wenn man nicht etwa vor Rührung weint," fuhr Marien-Blume, selbst bewegt, fort. „Solche Thränen sind aber so süß als Liebe. Und dann, wenn es ganz dunkel geworden ist, welches Glück, in der Laube sitzen zu bleiben, den schönen Abend zu genießen, den Duft des Waldes zu athmen, die Kinder plaudern zu hören und die Sterne anzublicken. Dann wird einem das Herz so voll, so voll, daß es in Gebete überströmen muß. Und warum dem nicht danken, welcher die Abendkühle, den Waldesduft, den Sternenhimmel giebt? Nach diesem Danke oder diesem Gebete schläft man sanft und friedlich bis an den andern Morgen und dankt dann wieder dem Schöpfer, denn dieses arme, arbeitsame, aber ruhige und redliche Leben bleibt sich alle Tage gleich."

„Alle Tage!" wiederholte die Wölfin, den Kopf auf die Brust gesenkt, mit stierem Blick und gepreßter Brust, „es ist wahr, der liebe Gott ist so gut, giebt uns was wir brauchen und macht, daß wir bei Wenigem glücklich sind."

„Nun sagen Sie mir," fuhr Marien-Blume sanft fort, „sagen Sie mir, verdiente der nicht gesegnet zu werden, der Ihnen dieses friedliche und arbeitsame Leben gäbe für das elende Leben, das Sie im Schmutze der Straßen von Paris führen?"

Das Wort „Paris" brachte die Gedanken der Wölfin sogleich wieder zu der Wirklichkeit zurück.

Es ging in dem Gemüthe dieses Mädchens eine seltsame Erscheinung vor.

Diese Erzählung, eine einfache Schilderung eines gewöhnlichen beschwerlichen Lebens, die natürliche Erzählung, abwechselnd durch das milde Licht des häuslichen Heerdes erhellt,

durch einige warme Sonnenstrahlen überglüht, durch den Wind des Waldes erfrischt, von dem Wohlgeruche wilder Blumen durchduftet, hatte auf die Wölfin einen tiefern, einen ergreifendern Eindruck gemacht, als es die Ermahnungen einer überschwenglichen Moral vermocht haben würden.

Je länger Marien-Blume sprach, um so mehr wünschte die Wölfin unermüdliche Hausfrau, muthige Gattin, fromme und ergebene Mutter zu sein.

War es nicht ein schöner Triumph für Marien-Blume, so, und wäre es auch nur für einen Augenblick gewesen, einem leidenschaftlichen, unmoralischen, erniedrigten Weibe die Liebe für die Familie, die Achtung vor der Pflicht, den Geschmack an der Arbeit, die Dankbarkeit gegen den Schöpfer einzuflößen und zwar blos dadurch, daß sie ihr versprach, was Gott Allen giebt, die Sonne des Himmels und den Schatten des Waldes, das, was der Mensch dem schuldig ist, welcher arbeitet, ein Obdach und Brod?"

Würde der strengste Moralist, der donnerndste Prediger mehr erlangt haben, welche ihr mit jeder menschlichen Rache und mit allen Blitzen des Himmels gedroht hätten?

Der schmerzliche Zorn, den die Wölfin empfand, als sie sich wieder ganz in der Wirklichkeit fand, nachdem sie sich durch die neuen und heilsamen Träumereien hatte bezaubern lassen, in die sie zum ersten Male durch die Worte der Schallerin versenkt worden war, bewies den Einfluß der Worte derselben.

Je bitterer die Reue war, als sie von diesem tröstenden Bilde auf ihre schreckliche Lage zurückblickte, um so deutlicher und größer war der Triumph der Schallerin.

Nach einer kurzen Pause des Nachdenkens richtete sie rasch den Kopf empor, strich mit der Hand über die Stirn, stand drohend und zornig auf und sagte:

„Siehst Du —, siehst Du, daß ich Recht hatte, als ich Dir nicht traute und nicht auf Dich hören wollte, weil es schlecht für mich ausfallen würde? Warum hast Du so mit mir geredet? Um mich zum Narren zu haben? Um mich zu peinigen? Und blos, weil ich so dumm war und sagte, ich möchte gern mit meinem Geliebten im Walde leben — Aber wer bist denn Du? Warum mich so umzuwandeln? Du weißt nicht, was Du gethan hast, Unglückliche! Jetzt werde ich alle Tage unwillkührlich an jenen Wald, an jenes Haus, an jene Kinder,

an das Glück denken, das ich nie, nie erlangen werde. Und wenn ich nicht vergessen kann, was Du mir gesagt hast, dann wird mein Leben eine Strafe, eine Hölle für mich sein. Und das ist Deine Schuld, ja — Deine Schuld!"

„Desto besser! desto besser!" sprach Marien-Blume.

„Du sagst: desto besser?" wiederholte die Wölfin mit zornfunkelnden Augen.

„Ja, desto besser; denn wenn Dein elendes Leben Dir nun als eine Hölle erscheint, wirst Du das vorziehen, von dem ich gesprochen habe."

„Und warum es vorziehen, da es doch nicht für mich ist? Warum es bereuen, ein Freudenmädchen zu sein, da ich doch als solche sterben muß?" rief die Wölfin aus, deren Unwille höher und höher stieg, und indem sie die kleine Hand der Schallerin in ihre starke Faust nahm. „Antworte! Antworte! Warum bist Du hierher gekommen, um Wünsche in mir zu erregen, die nie in Erfüllung gehen können?"

„Wenn Sie ein ehrliches und arbeitsames Leben wünschen, machen Sie sich eines solchen Lebens, wie ich es beschrieben habe, würdig," entgegnete Marien-Blume, die ihre Hand nicht zurückzuziehen suchte.

„Nun — und wenn ich eines solchen Lebens würdig bin? Was beweist das? Wozu dient, was nützt mir das?"

„Es wird das, was Sie für einen Traum halten, zur Wirklichkeit machen helfen," sagte Marien-Blume in so ernstem, so überzeugungsvollem Tone, daß die Wölfin, von Neuem überwunden, die Hand der Schallerin losließ und staunend dastand.

„Hören Sie mich an, Wölfin," fuhr Marien-Blume voll Mitleid fort, „halten Sie mich nicht für so schlecht, daß ich diese Gedanken, diese Hoffnungen in Ihnen erwecken könnte, wenn ich nicht die Gewißheit hätte, Ihnen die Mittel gewähren zu können, aus Ihrer jetzigen Lage herauszukommen, über die Sie nun erröthen."

„Sie? Wie vermöchten Sie das?"

„Ich — nicht, aber Jemand, der gütig, groß und mächtig ist wie Gott."

„Mächtig wie Gott?"

„Hören Sie mich an, Wölfin. Vor drei Monaten, als ich wie Sie ein armes verlorenes, verlassenes Geschöpf war,

kam eines Tages der, von welchem ich mit Thränen des Dankes spreche," — und Marien-Blume trocknete ihre Thränen ab — „zu mir und er scheuete sich nicht, so tief gesunken, so verachtet ich auch war, tröstende Worte zu mir zu sagen, die ersten, welche ich gehört habe. Ich hatte ihm meine Leiden, meine Noth, meine Schande erzählt, ohne ihm etwas zu verschweigen, so wie Sie, Wölfin, mir eben Ihr Leben erzählt haben. Nachdem er mich gütig angehört hatte, tadelte er mich nicht, sondern beklagte mich; er warf mir meine Lage nicht vor, sondern pries mir das ruhige und unschuldige Leben, das man auf dem Lande führe."

„Wie Sie eben —"

„Da erschien mir meine Verworfenheit um so gräßlicher, je schöner mir die Zukunft vorkam, die er mir zeigte."

„Wie mir, ach Gott!"

„Ja und ich sagte wie Sie: was nützt es, mir dieses Paradies zu zeigen, da ich doch in der Hölle bleiben muß? Aber ich that Unrecht, als ich verzweifelte, denn er, von welchem ich spreche, ist wie der liebe Gott höchst gerecht, außerordentlich gütig und nicht im Stande, einem armen Geschöpfe, das von Niemandem Mitleiden, Glück und Hoffnung verlangte, eine falsche Hoffnung vorzuspiegeln."

„Und was that er für Sie?"

„Er behandelte mich wie ein krankes Kind; ich hatte wie Sie in einer verdorbenen Luft gelebt und er ließ mich eine gesunde, belebende Luft athmen; ich lebte auch unter häßlichen verbrecherischen Menschen, er vertraute mich Menschen an, die ihm glichen, die meine Seele gereiniget, meinen Geist erhoben haben, denn er giebt, wie der liebe Gott, allen denen, die ihn lieben und achten, einen Funken seines himmlischen Verstandes. Ja, wenn meine Worte Sie rühren, Wölfin, wenn Sie bei meinen Thränen weinen, so spricht sein Geist, sein Gedanke aus mir, und wenn ich von einer glücklichern Zukunft spreche, die Sie durch die Reue erlangen könnten, so thue ich es, weil ich Ihnen in seinem Namen diese Zukunft versprechen kann, ob er gleich in diesem Augenblicke die Verpflichtung nicht kennt, welche ich übernehme. Ich sage zu Ihnen: „hoffen Sie", denn er erhört immer die Stimme derer, welche besser werden wollen, weil Gott ihn auf die Erde gesandt hat, damit die Menschen an die Vorsehung glauben lernen —"

Das Gesicht der Marien-Blume sah, während sie so sprach, strahlend aus wie das einer begeisterten Seherin; ihre bleichen Wangen färbten sich einen Augenblick mit leichter Röthe, ihre schönen blauen Augen funkelten mit mildem Glanze; sie strahlte in einer so edeln, so rührenden Schönheit, daß die Wölfin, auf welche dieses Gespräch schon einen tiefen Eindruck gemacht hatte, ihre Gefährtin mit ehrerbietiger Bewunderung betrachtete und ausrief:

„Mein Gott! — wo bin ich? Träume ich? Ich habe niemals etwas der Art gehört oder gesehen! Es ist nicht möglich! — Wer sind Sie denn? Ach, ich sagte es immer, daß Sie ganz anders wären als wir. Und warum sind Sie hier — gefangen mit uns, da Sie doch so gut sprechen, da Sie alles vermögen und so mächtige Menschen kennen? Sind Sie da, um uns in Versuchung zu führen?! Sind Sie für das Gute, was der Teufel für das Böse ist?"

Marien-Blume wollte antworten, als Madame Armand sie unterbrach, um sie zu der Frau von Harville zu führen.

Die Wölfin saß unbeweglich vor Staunen da und die Aufseherin sagte zu ihr:

„Ich bemerke mit Vergnügen, daß die Anwesenheit der Schallerin in dem Gefängnisse Ihnen und den Andern Glück gebracht hat. Ich weiß, daß Ihr für die arme Mont-Saint-Jean zusammengelegt habt; das ist brav, das ist mildthätig, Wölfin. — Es soll Ihnen dies zu gut kommen. — Ich wußte wohl, daß Sie besser waren als Sie scheinen wollten. Zum Lohne für Ihre gute That glaube ich Ihnen versprechen zu können, daß Ihnen die noch übrige Gefängnißzeit bedeutend gekürzt werden wird —"

Madame Armand entfernte sich darauf mit Marien-Blume.

— — — — — — — — — — — —

Man wird sich über die fast beredte Sprache der Schallerin nicht wundern, wenn man bedenkt, daß dieses von der Natur so außerordentlich begabte Mädchen in Folge der Erziehung und des Unterrichtes, den sie in Bouqueval erhalten, sich schnell entwickelt hatte.

Dann kam ihr die eigene Erfahrung sehr zu Statten.

Die Gefühle, die sie in dem Herzen der Wölfin geweckt, waren früher in ihr selbst durch Rudolph erregt worden unter fast ähnlichen Umständen.

Da sie einige gute natürliche Empfindungen bei ihrer Ge-

fährtin zu bemerken glaubte, so bemühete sie sich, dieselbe auf den rechten Weg zu führen, indem sie ihr (nach der Theorie, die Rudolph in Bouqueval anwenden ließ) bewies, daß es in ihrem eigenen Interesse liege, rechtschaffen zu werden, und ihr dafür eine lachende und lockende Zukunft andeutete.

Bei dieser Gelegenheit müssen wir bemerken, daß man unserer Ansicht nach ein unvollständiges, unpassendes und unwirksames Mittel anwendet, um die Armen und Unwissenden dahin zu bringen, das Böse zu verabscheuen und das Gute zu lieben.

Um sie von dem schlechten Wege abzubringen, droht man ihnen fortwährend mit der göttlichen und menschlichen Strafe, macht man fortwährend ein schauerliches Geräusch vor ihnen mit Gefängnißschlüsseln, Halseisen und Kerkerketten und zeigt ihnen in erschrecklichem Halbdunkel, am äußersten Horizonte des Verbrechens das Schwert des Henkers, das im Glanze ewiger und unverlöschlicher Flammen blitzt.

Man sieht, die Einschüchterung ist unaufhörlich, fürchterlich, entsetzlich.

Wer Uebles thut, für den gehört Ehrlosigkeit, Strafe.

Das ist vollkommen gerecht; aber reicht die Gesellschaft dem, welcher gut handelt, ehrenvolle Gaben, ruhmvolle Auszeichnungen?

Nein.

Ermuthiget die Gesellschaft durch wohlwollende Vergeltung die ungeheuere Masse von Menschen, die für immer an die Arbeit, an Entbehrungen, fast immer an die tiefste Armuth gekettet sind, zur Geduld, zur Ordnung, zur Rechtschaffenheit?

Nein.

Steht dem Schaffot gegenüber, das der große Verbrecher besteigt, eine Bühne, auf welche der ausgezeichnet brave Mensch erhoben wird?

Nein.

Seltsames, schauerliches Symbol! Man stellt die Gerechtigkeit blind dar, in der einen Hand mit dem Schwerte zum Strafen, in der andern mit der Wage, in welcher die Anklage und die Vertheidigung abgewogen werden.

Das ist nicht das Bild der Gerechtigkeit, sondern das Bild des Gesetzes oder vielmehr des Menschen, der nach seinem Gewissen verurtheilt oder freispricht.

Die Gerechtigkeit sollte in der einen Hand ein Schwert, in der andern eine Krone halten, das erstere, um die Bösen zu strafen, die zweite, um die Guten zu belohnen.

Das Volk würde dann sehen, daß es, wie das Böse eine schreckliche Strafe findet, für das Gute glänzende Triumphe giebt, während es jetzt nach seinem natürlichen unverbildeten gesunden Verstande vergeblich einen Gegensatz zu den Gerichtshöfen, den Gefängnissen, den Zuchthäusern und den Schaffotten sucht.

Das Volk sieht recht wohl eine Strafjustiz, gehandhabt von festen, redlichen, aufgeklärten Männern, die sich immer bestreben, die Verbrecher ausfindig zu machen und zu strafen, aber es sieht keine Lohnjustiz[1]), die von festen, redlichen, aufgeklärten Männern gehandhabt würde, welche sich unablässig bemühen, brave, redliche Menschen ausfindig zu machen und zu belohnen.

Alles spricht zu ihm: Zittere!

Nichts sagt: Hoffe!

Alles droht, nichts tröstet.

Der Staat wendet jährlich viele Millionen zur unfruchtbaren Bestrafung der Verbrechen auf. Mit dieser ungeheuern Summe unterhält er Gefangenwärter, Gefängnißaufseher, Zuchthausknechte, Schaffotte und Henker.

Es ist dies nothwendig, ich gebe es zu; aber wie viel wendet der Staat auf die so heilsame, so fruchtbringende Belohnung der Guten?

Nichts.

Noch nicht genug.

Wie viele Handwerker von untadeliger Rechtschaffenheit würden, wie wir zeigen werden, wenn wir im Verlaufe dieser

---

1) Einige Tage nachdem wir diese Zeilen niedergeschrieben hatten, lasen wir wieder einmal die „Denkwürdigkeiten von St. Helena", jenes unsterbliche Buch, das wir für eine großartige Abhandlung über praktische Philosophie halten und fanden darin eine Stelle, die uns bis dahin entgangen war:

„Einer meiner Träume (der Kaiser spricht), nachdem die großen Kriegsereignisse beendigt und wir uns wieder dem Innern zugewendet, würde der gewesen sein, ein Dutzend wahrhaft gute Menschenfreunde, jene redlichen Leute aufzufinden, die nur für das Gute leben; ich hätte sie in dem Reiche vertheilt, das sie insgeheim hätten durchreisen müssen, um an mich selbst zu berichten; sie würden die Spione der Tugend gewesen sein. Meine Hauptbeschäftigung, sobald ich völlig zur Ruhe gekommen, würde darin bestanden haben, durch meine Macht gründlich den Zustand der ganzen Gesellschaft zu verbessern 2c." (Memorial, V. pag. 109. Ausgabe von 1824.)

Erzählung zu den Männergefängnissen gelangen, ihre höchsten Wünsche befriediget sehen, wenn sie die Gewißheit hätten, die materielle Lage der Gefangenen zu erhalten, immer einer guten Kost, eines guten Bettes und einer guten Wohnung sicher zu sein.

Und haben sie nicht das Recht, im Namen ihrer Würde als schwergeprüfte ehrliche Leute, wenigstens dieselbe Behaglichkeit zu verlangen wie die Verbrecher, nachdem sie, wie der Steinschneider Morel, zwanzig Jahre lang arbeitsam, rechtschaffen und in geduldiger Ergebung unter Versuchungen aller Art und in Armuth gelebt haben?

Haben sie sich um die Gesellschaft nicht so wohl verdient gemacht, daß man sich die Mühe geben sollte, sie aufzusuchen und sie, wenn auch nicht zu belohnen, so doch wenigstens auf dem mühseligen und beschwerlichen Wege aufrecht zu erhalten, den sie muthig wandeln?

Verbirgt sich der ausgezeichnet rechtliche Mann, wie bescheiden er auch sein möge, mehr als der Dieb und Mörder? Und werden diese durch die Strafjustiz nicht immer entdeckt?

Ach, es ist dies ein Utopien, aber es hat etwas Tröstendes.

Man denke sich eine Gesellschaft, die so eingerichtet wäre, daß sie Assisen für die Tugend hätte, wie sie Assisen für das Verbrechen hat, und ein öffentliches Ministerium, welches die guten Thaten ermittelte und sie dem Danke Aller bezeichnete, wie man jetzt die Verbrechen der Strafe des Gesetzes bezeichnet.

Hier zwei Beispiele, eine zwiefache Justiz. Man sage, welche fruchtbringender an guten Lehren, an Folgen, an positiven Resultaten ist.

Ein Mann hat einen andern erschlagen, um ihn zu bestehlen; mit Tagesanbruch baut man im Stillen die Guillotine in einem öden Winkel von Paris auf und schlägt dem Mörder den Kopf ab in Gegenwart der Hefe des Volkes, das über den Richter, über den armen Sünder und über den Henker lacht.

Das ist das letzte Wort der Gesellschaft.

Wir haben da das größte Verbrechen, welches gegen sie begangen werden kann, die größte Strafe, die schrecklichste, die heilsamste Lehre, die man dem Volke geben kann, — die einzige, denn nichts hält diesem bluttriefenden Gerüste die Wage, die Gesellschaft hat diesem grauenhaften Schauspiele kein erfreuliches, wohlthuendes entgegenzustellen.

Würde es nicht anders sein, wenn das Volk fast jeden Tag vor seinen Augen irgend eine hohe Tugend durch den Staat laut anerkannt und materiell belohnt sähe?

Würde es nicht unaufhörlich zum Guten ermuthiget werden, wenn es oft ein erhabenes, imposantes, verehrtes Tribunal vor den Augen einer großen Menge einen armen rechtschaffenen Handwerker berufen hörte, dessen langes rechtschaffenes Leben erzählt würde und zu dem man sagte:

„Sie haben zwanzig Jahre lang mehr als ein anderer ge„arbeitet, gelitten und muthig gegen das Unglück gekämpft; „Ihre Familie ist von Ihnen in den Grundsätzen der Ehre und „Moral erzogen worden, Ihre seltenen Tugenden haben Sie „ausgezeichnet, darum sollen Sie öffentlich gerühmt und be„lohnt werden. Die aufmerksame, gerechte und allmächtige „Gesellschaft vergißt weder das Gute noch das Böse. Sie ver„gilt jedem nach seinen Werken. — Der Staat erkennt Ihnen „einen Jahrgehalt zu, der zur Bestreitung Ihrer Bedürfnisse „hinreichen wird. Sie werden, umgeben von der allgemeinen „Achtung, ein Leben, das Allen zur Lehre dienen muß, in Ruhe „und frei von Sorgen beschließen. So werden stets diejenigen „erhöhet, die, gleich Ihnen, viele Jahre lang unerschütterlich „im Guten ausharrten. — Ihr Beispiel wird Viele zur Nach„eiferung anfeuern und die Hoffnung die schwere Last erleich„tern, die ihnen das Schicksal während einer langen Laufbahn „auferlegt. Angetrieben durch eine heilsame Nacheiferung, wer„den sie muthig ausharren in der Erfüllung selbst der schwersten „Pflichten, um einst unter Allen ausgezeichnet und belohnt zu „werden gleich Ihnen —"

Wir fragen, welches der beiden Schauspiele, das des hingerichteten Mörders oder das des belohnten Tugendhelden, würde den heilsamsten, den fruchtbringendsten Eindruck auf das Volk machen?

Ohne Zweifel werden sich einige zartfühlende Gemüther schon durch den Gedanken an diese unedeln materiellen Belohnungen verletzt fühlen, die man dem Aetherischesten in der Welt, der Tugend, zuerkennen wollte; sie werden Gründe mancherlei Art, die mehr oder minder philosophisch, platonisch, theologisch sind, hauptsächlich aber ökonomische gegen eine solche Einrichtung auffindig machen, z. B.

„Das Gute trägt den Lohn in sich —

„Die Tugend ist etwas, dessen Werth man nicht taxiren kann —

„Die Zufriedenheit des Gewissens ist der edelste Lohn" und endlich jenen siegreichen Einwurf, gegen den sich nichts sagen läßt:

„Die ewige Seligkeit, welche die Gerechten in der andern Welt erwartet, muß vollkommen zur Ermunterung für das Gute hinreichen."

Wir haben dagegen nichts zu sagen, als daß die Gesellschaft bei der Einschüchterung und Bestrafung der Schuldigen sich nicht blos auf das Strafgericht Gottes zu verlassen scheint, das dieselben doch gewiß in dem andern Leben erreichen wird.

Die Gesellschaft greift dem jüngsten Gerichte durch menschliche Gerichtssprüche vor.

Sie begnügt sich, bis die Zeit der Erzengel mit den schmetternden Posaunen und den flammenden Schwertern kommt, bescheiden mit — Gensd'armen.

Wir wiederholen es:

Man reducirt die anticipirten Wirkungen des göttlichen Zornes auf menschliche, greifbare, sichtbare Verhältnisse, um die Bösen zu schrecken; warum will man nicht auch in Bezug auf die göttliche Belohnung der Guten in ähnlicher Weise verfahren?

Doch — vergessen wir dieses absurde, thörichte Utopien, das in der Wirklichkeit nicht bestehen kann, wie man sagt. Die Gesellschaft ist gut so wie sie ist!! Man frage nur die, welche mit unsichern Beinen, mit gläsernen Augen, unter lautem Gelächter von einem lustigen Gelage kommen.

XVI.

Die Beschützerin.

Die Aufseherin erschien bald mit der Schallerin in dem kleinen Saale, in welchem sich die Marquise von Harville befand. Das bleiche Gesicht des jungen Mädchens hatte sich durch das lebhafte Gespräch mit der Wölfin leicht geröthet.

„Die Frau Marquise", sagte Madame Armand zu Marien-Blume, „wünscht in Folge des guten Zeugnisses, das ich Ihnen gegeben habe, Sie zu sehen und wird vielleicht die Gewogenheit haben, Sie vor Ablauf Ihrer Strafzeit aus dem Gefängnisse zu bringen."

„Ich danke Ihnen, Madame," antwortete Marien-Blume schüchtern der Aufseherin, die sie mit der Marquise allein ließ.

Clemence mußte bei dem Anblicke der Gesichtszüge ihres Schützlings und der graziösen, bescheidenen Haltung derselben unwillkührlich daran denken, daß die Schallerin im Schlafe den Namen Rudolph ausgesprochen hatte und daß die Aufseherin glaubte, die arme Gefangene hege eine stille leidenschaftliche Liebe.

Ob sie gleich vollkommen überzeugt war, daß von dem Großherzoge Rudolph die Rede nicht sein könnte, so erkannte Clemence doch an, daß die Schallerin ihrer Schönheit nach wohl der Liebe eines Fürsten würdig sei.

Marien-Blume fühlte sich ihrerseits nach dem ersten Blicke auf ihre Beschützerin, deren Gesicht, wie wir bereits erwähnt haben, die rührendste Herzensgüte ausdrückte, unwiderstehlich zu derselben hingezogen.

„Mein Kind," sagte Clemence zu ihr, „Madame Armand rühmt allerdings Deinen sanften Charakter und Dein untadelhaftes Betragen, aber sie beklagt sich darüber, daß Du ihr so wenig Vertrauen schenkst."

Marien-Blume ließ das Köpfchen sinken und antwortete nicht.

„Der Anzug eines Bauernmädchens, den Du trugst, als Du verhaftet wurdest, und Dein hartnäckiges Schweigen über den Ort, wo Du Dich aufhieltest, bevor Du hierher kamst, beweisen, daß Du gewisse Umstände verschweigst —"

„Madame —"

„Ich habe keinen gerechten Anspruch auf Dein Vertrauen, armes Kind, und möchte Dir keine zudringliche Frage vorlegen, aber man versichert mich, daß man mir mein Gesuch bewilligen würde, wenn ich mich für Deine Freilassung verwendete. Ehe ich dies thue, möchte ich mit Dir über Deine Pläne und Hilfsmittel für die Zukunft sprechen. — Was würdest Du beginnen, wenn Du frei gelassen wärest? Bist Du, wie ich nicht zweifle, entschlossen, auf dem guten Wege fortzuwandeln, den Du be-

treten hast, so schenke mir volles Vertrauen und ich werde Dich in den Stand setzen, Deinen Unterhalt auf ehrenvolle Weise zu verdienen —"

Die Theilnahme der Frau von Harville rührte die Schallerin bis zu Thränen.

Nach einigem Zögern antwortete sie:

„Sie zeigen sich so wohlwollend, so edelmüthig gegen mich, daß ich vielleicht das Schweigen über die Vergangenheit brechen muß, welches mir — ein Eid zur Pflicht machte."

„Ein Eid?"

„Ja, ich habe geschworen, gegen die Justiz und die bei diesem Gefängniß angestellten Personen zu verschweigen, durch welche Ereignisse ich hierher gekommen bin; — wenn Sie mir aber ein Versprechen geben wollen —"

„Welches?"

„Mein Geheimniß zu bewahren, so könnte ich vielleicht durch Ihre Vermittelung, ohne gegen meinen Schwur zu handeln, achtbare Personen beruhigen, die ohne Zweifel meinetwegen sehr besorgt sind."

„Rechne auf meine Verschwiegenheit; ich werde nur sagen, was Du mir zu sagen gestattest —"

„O, ich danke Ihnen, Madame! Ich fürchtete so sehr, mein Schweigen könnte meinen Wohlthätern als Undankbarkeit erscheinen."

Der sanfte liebliche Ton der Stimme und die fast gewählte Sprache der Schallerin versetzten die Frau von Harville von Neuem in Staunen.

„Ich verheimliche Dir nicht," sagte sie zu ihr, „daß Deine Haltung, Deine Worte, alles mich im höchsten Grade in Erstaunen setzt. Wie konntest Du bei Deiner, wie es scheint, ausgezeichneten Erziehung —"

„So tief fallen, nicht wahr?" unterbrach die Schallerin die Marquise bitter. „Leider habe ich diese Bildung erst kürzlich erhalten. Ich verdanke diese Wohlthat einem edeln Beschützer, der sich meiner erbarmte, wie Sie, ohne mich zu kennen, sogar ohne die günstigen Zeugnisse zu haben, die man Ihnen über mich gegeben hat —"

„Und wer, was ist dieser Beschützer?"

„Das weiß ich nicht."

„Du weißt es nicht?"

„Er giebt sich, wie man sagt, nur durch seine unerschöpfliche Güte zu erkennen; ich kam, Gott sei Dank, ihm in den Weg —"

„Wo trafst Du ihn?"

„In der Cité", sprach die Schallerin mit niedergeschlagenen Augen, „wollte mich einst in der Nacht ein Mann schlagen und dieser unbekannte Wohlthäter vertheidigte mich muthig. So lernte ich ihn kennen."

„Er war ein Mann aus — dem Volke?"

„Als ich ihn das erste Mal sah, war er so gekleidet, auch sprach er so, aber später —"

„Später?"

„Die Art, wie er mit mir sprach, die tiefe Ehrfurcht, mit der ihn diejenigen behandelten, welchen er mich anvertrauete, alles beweist mir, daß er sich nur so gekleidet hatte wie die Leute, welche sich in der Cité aufhalten —"

„Aber zu welchem Zwecke?"

„Ich weiß es nicht."

„Kennst Du den Namen dieses geheimnißvollen Beschützers?"

„Ja, Madame," antwortete die Schallerin mit Begeisterung, „Gott sei Dank, ich kann unablässig diesen Namen segnen und anbeten. Mein Retter heißt Herr Rudolph —"

Clemence wurde purpurroth.

„Hat er keinen andern Namen?" fragte sie die Schallerin schnell.

„Ich weiß es nicht. In der Meierei, in die er mich gebracht hatte, kannte man ihn nur unter dem Namen: Herr Rudolph."

„Sein Alter?"

„Er ist noch jung —"

„Und schön?"

„Ach ja, schön, edel, wie sein Herz —"

Der leidenschaftliche Ton der Dankbarkeit, in welchem Marien-Blume diese Worte sprach, machte einen schmerzlichen Eindruck auf die Frau von Harville.

Eine unabweisliche unerklärliche Ahnung sagte ihr, dieser Rudolph sei der Fürst.

„Die Bemerkungen der Aufseherin waren richtig", dachte

Clemence. — „Die Schallerin liebt Rudolph; sein Name war es, den sie im Traume aussprach.“

Unter welchen seltsamen Umständen waren der Fürst und diese Unglückliche zusammengetroffen?

Warum war Rudolph verkleidet in die Cité gegangen?

Die Marquise vermochte diese Fragen nicht zu beantworten. Sie erinnerte sich nur dessen, was ihr Sarah sonst böswillig von den angeblichen Seltsamkeiten und ungewöhnlichen Liebeshändeln Rudolph's erzählt hatte. War es nicht merkwürdig, daß er dieses Mädchen von seltener Schönheit und ungewöhnlichem Verstande aus dem Schmutze herausgerissen hatte?

Clemence besaß edle Eigenschaften, aber sie war ein Weib und liebte Rudolph leidenschaftlich, ob sie gleich entschlossen war, dieses Geheimniß tief im Herzen zu begraben.

Ohne zu bedenken, daß hier wahrscheinlich nur eine der edelmüthigen Handlungen vorlag, welche der Fürst im Stillen zu verrichten pflegte; ohne zu bedenken, daß sie vielleicht ein Gefühl begeisterter Dankbarkeit mit der Liebe verwechselte; ohne zu bedenken, daß dieses Gefühl, auch wenn es noch inniger gewesen, Rudolph unbekannt sein konnte, konnte die Marquise nicht umhin, im ersten Augenblicke die Schallerin als Nebenbuhlerin anzusehen.

Ihr Stolz empörte sich, als sie anerkennen mußte, daß sie erröthet sei, daß sie Schmerz empfinde über eine so gemeine Nebenbuhlerschaft.

Sie fuhr deshalb in hartem Tone fort, der grell von dem liebevollen Wohlwollen ihrer ersten Worte abstach:

„Und warum läßt Sie, Mademoiselle, Ihr Beschützer im Gefängniß? Wie sind Sie hierher gekommen?“

„Mein Gott, Madame,“ sprach Marien-Blume, welcher dieser plötzliche Tonwechsel auffiel, „habe ich Ihnen in etwas mißfallen?“

„Worin können Sie mir mißfallen haben?“ fragte die Frau von Harville stolz.

„Es kommt mir vor, als hätten Sie — noch eben — gütiger zu mir geredet —“

„Soll ich alle meine Worte abwägen, Mademoiselle? — Da ich mich für Sie interessire, so habe ich wohl das Recht, Ihnen gewisse Fragen vorzulegen —“

Clemence hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als sie aus mehrern Gründen die Härte derselben bereuete, erstlich weil ihr Edelmuth wieder die Oberhand erlangte und dann, weil sie dachte, sie würde, wenn sie ihre Nebenbuhlerin barsch behandele, das nicht erfahren, was sie zu wissen wünschte.

Das noch eben so offene und vertrauensvolle Gesicht der Schallerin wurde wirklich plötzlich schüchtern. Wie die Sinnpflanze bei der ersten Betastung ihre zarten Blätter zusammenzieht, so zog sich das Herz der Marien-Blume schmerzlich zusammen.

Clemence fuhr deshalb sanft fort, um nicht den Argwohn ihres Schützlings zu erwecken:

„Ich kann wirklich, ich wiederhole es, nicht begreifen, daß Sie hier gefangen gehalten werden, während Sie Ihren Wohlthäter so sehr rühmen, und daß Sie, nachdem Sie aufrichtig sich zum Guten gewendet, in der Nacht auf einer Promenade verhaftet werden konnten, die Ihnen untersagt war. Alles dies kommt mir, ich gestehe es, seltsam vor. Sie sprachen von einem Eide, der Sie bis jetzt zum Schweigen genöthiget, — aber selbst dieser Eid ist so räthselhaft!"

„Ich habe die Wahrheit gesprochen."

„Ich glaube es; — man braucht Sie nur anzusehen, nur zu hören, um überzeugt zu sein, daß Sie nicht lügen können; aber das Unbegreifliche in Ihrer Lage steigert und reizt meine Neugierde noch mehr, und blos dieser müssen Sie meine etwas lebhaften Worte zuschreiben, die ich eben sprach. — Ich gestehe es gern, ich that Unrecht, denn obgleich ich kein anderes Recht auf Ihr Vertrauen habe als meinen lebhaften Wunsch, Ihnen nützlich zu werden, so erboten Sie sich doch mir zu sagen, was Sie Niemandem gesagt haben und dieser Beweis von Ihrem Glauben an meine Theilnahme rührt mich wirklich. Ich verspreche Ihnen deshalb auch, nicht nur Ihr Geheimniß treu zu wahren, wenn Sie mir dasselbe anvertrauen, sondern auch alles zu thun, um den Zweck zu erreichen, nach dem Sie streben."

So bemühete sich Clemence von Harville ihr Versehen wieder gut zu machen und sie gewann dadurch auch wirklich das Vertrauen der Schallerin von Neuem. Das Mädchen machte sich sogar in ihrer Ehrlichkeit Vorwürfe, die Worte, durch die sie sich verletzt gefühlt, falsch ausgelegt zu haben.

„Verzeihen Sie mir, Madame," sagte sie zu Clemence

„ich that ohne Zweifel Unrecht, daß ich Ihnen nicht sogleich sagte, was Sie zu wissen wünschten: aber Sie fragten mich nach dem Namen meines Retters und ich konnte dem Glücke nicht widerstehen, von ihm zu sprechen.“

„Das beweist, mein Kind, wie dankbar Du ihm bist. — Aber warum hast Du die braven Leute verlassen, zu denen er Dich ohne Zweifel gebracht hat? Bezieht sich darauf der Eid, den Du erwähntest?“

„Ja, aber durch Ihre Vermittelung glaube ich jetzt meine Wohlthäter über mein Verschwinden beruhigen zu können, ohne mein gegebenes Wort zu brechen.“

„Erzähle, armes Kind —“

„Vor ungefähr drei Monaten hatte mich Herr Rudolph in eine Meierei vier bis fünf Stunden von hier gebracht —“

„Er selbst hat Dich dahin gebracht?“

„Ja. Er übergab mich einer Frau, die so gut wie ehrwürdig ist und die ich bald liebte wie meine Mutter. Sie und der Pfarrer des Dorfes beschäftigten sich, auf die Empfehlung Rudolph's, mit meiner Erziehung —“

„Und Herr — Rudolph kam oft dahin?“

„Nein. — Er kam nur dreimal während ich dort war —“

Clemence konnte eine freudige Bewegung nicht unterdrücken.

„Sein Besuch machte Dich wohl recht glücklich?“

„Ach ja, — es war für mich mehr als Glück, ein Gefühl von Dankbarkeit, Ehrfurcht, Bewunderung und selbst von etwas Furcht —“

„Von Furcht?“

„Ja. — Der Abstand zwischen ihm und mir, zwischen ihm und den andern ist so groß.“

„Welchen Rang bekleidet er?“

„Ich weiß nicht, ob er einen Rang hat —“

„Du sprichst doch von dem Abstande zwischen ihm und Andern?“

„Ja, die Hoheit seines Charakters, — seine unerschöpfliche Freigebigkeit gegen die Leidenden und der Enthusiasmus, den er Allen einflößt, stellen ihn über Jedermann. — Selbst die Bösen können seinen Namen nicht hören, ohne zu zittern, — sie achten ihn fast so sehr als sie ihn fürchten. — Aber verzeihen Sie, daß ich wieder von ihm spreche, — ich muß schweigen, denn ich werde Ihnen doch nur eine unvollständige Vor-

stellung von dem geben, den man nur schweigend verehren kann. — Es ist eben so, als wenn man die Größe Gottes durch Worte ausdrücken wollte —"

„Dieser Vergleich —"

„Ist vielleicht eine Gotteslästerung; aber beleidiget man Gott, wenn man mit ihm den vergleicht, welcher mich das Gute und Böse unterscheiden lehrte und mich aus dem Verderben zog, dem ich ein neues Leben verdanke?"

„Ich tadele Dich nicht, mein Kind, ich verstehe und begreife Deine edeln Uebertreibungen. Aber warum hast Du das Landgut verlassen, wo Du Dich so glücklich fühlen mußtest?"

„Ach, es geschah nicht freiwillig."

„Wer zwang Dich dazu?"

„Eines Abends ging ich — vor einigen Tagen," sagte Marien-Blume noch zitternd, „in das Pfarrhaus des Dorfes, als eine böse Frau, die mich in meiner Kindheit gepeiniget hatte, und ein Mann, ihr Mitschuldiger, der mit ihr in einem Hohlwege im Hinterhalte lag, über mich herfielen, mich knebelten und in einen Fiacre trugen."

„— Zu welchem Zwecke?"

„Das weiß ich nicht. Meine Entführer gehorchten, glaube ich, mächtigen Personen."

„Und welche Folgen hatte dieser Raub?"

„Kaum hatte sich der Wagen in Bewegung gesetzt, als die böse Frau, welche „die Eule" heißt, ausrief: „Ich habe da mein Vitriolöl und will damit der Schallerin das Gesicht reiben, um sie zu entstellen."

„Entsetzlich! Unglückliches Kind! Und wer rettete Dich aus dieser Gefahr?"

„Der Helfershelfer jener Frau, — ein Blinder, welcher „der Schulmeister" heißt."

„Er vertheidigte Dich?"

„Ja, bei dieser Gelegenheit und noch bei einer andern. Das erste Mal entstand ein Kampf zwischen ihm und der Eule. Der Schulmeister gebrauchte seine Kraft und zwang sie, die Flasche mit dem Vitriolöl aus dem Wagen hinaus zu werfen. Das war der erste Dienst, den er mir leistete, nachdem er zu meiner Entführung mitgewirkt hatte. Die Nacht war sehr dunkel. Nach etwa einer Stunde hielt der Wagen an, ich glaube auf der Straße, welche über die Ebene von St. Denis

geht. Es wartete dort ein Mann zu Pferde. „Nun," sagte er, „habt Ihr sie endlich?" — „Ja, wir haben sie," antwortete die Eule, wüthend darüber, daß sie gehindert worden war, mich zu entstellen. „Wenn Sie die Kleine aus dem Wege geräumt wissen wollen, so weiß ich ein gutes Mittel. Ich lege sie hier auf der Straße an die Erde und lasse ihr die Wagenräder über den Kopf gehen. — Man wird dann glauben, sie sei zufällig verunglückt."

„Das ist entsetzlich!"

„Ach, die Eule war im Stande das zu thun, was sie sagte. Zum Glück antwortete der Mann zu Pferde, er wünsche nicht, daß man mir etwas zu Leide thue, man brauche mich nur zwei Monate lang an einem Orte eingesperrt zu halten, den ich nicht verlassen und von dem aus ich an Niemand schreiben könnte. Da schlug die Eule vor, mich zu einem gewissen Roth-Arm zu bringen, der ein Wirthshaus in den elysäischen Feldern hat. In diesem Wirthshaus gäbe es mehrere unterirdische Gemächer; eines davon, sagte die Eule, könnte als Gefängniß für mich gebraucht werden. Der Mann zu Pferde nahm diesen Vorschlag an und versprach mir dann, es würde mir, nachdem ich zwei Monate geblieben, ein Schicksal gesichert werden, über welchem ich das Landgut Bouqueval vergessen könnte."

„Welches seltsame Geheimniß!"

„Der Mann gab der Eule Geld und versprach noch mehr, wenn man mich von Roth-Arm abholen würde; dann ritt er schnell davon. Unser Fiacre fuhr nach Paris zu. Kurz vorher, ehe wir an die Barriere gelangten, sagte der Schulmeister zu der Eule: „Du willst die Schallerin in einen Keller Roth-„Arms einsperren; weißt Du, daß diese Keller, die so nahe an „der Seine sind, im Winter sich mit Wasser anfüllen? — Willst „Du sie ersäufen?" — „Ja," antwortete die Eule.

„Aber mein Gott, was hattest Du dieser schrecklichen Frau gethan?"

„Nichts, Madame, und doch ist sie von meiner Kindheit an immer so erbittert gegen mich gewesen. — Der Schulmeister antwortete ihr: „Ich gebe es nicht zu, daß die Schallerin er-„säuft werde; sie wird nicht zu Roth-Arm gebracht." Die Eule verwunderte sich darüber eben so sehr als ich, als sie den Mann mich so vertheidigen hörte. Sie gerieth in schrecklichen Zorn

und schwur, sie würde mich, dem Schulmeister zum Trotze, zu Roth=Arm bringen. „Ich trotze Dir," sagte er, „denn ich halte „die Schallerin am Arm und lasse sie nicht los. Wenn Du ihr „zu nahe kommst, erwürge ich Dich." — „Aber was soll mit ihr „geschehen?" fragte die Eule, „da sie auf zwei Monate ver= „schwinden muß, ohne daß man weiß, wo sie ist?" — „Es „giebt ein Mittel," antwortete der Schulmeister, „wir gehen in „die elysäischen Felder und lassen den Fiacre in einiger Entfer= „nung von einem Wachthause halten; Du gehst zu Roth=Arm; „es ist Mitternacht, Du wirst ihn finden und bringst ihn hier= „her. Er nimmt das Mädchen mit sich und führt sie zu dem „Wachtposten, wo er sagt, sie sei ein Mädchen aus der Cité, „die um sein Wirthshaus herumgeschlichen. Da die Mädchen „auf drei Monate in das Gefängniß kommen, wenn man sie „in den elysäischen Feldern ertappt, und die Schallerin bei der „Polizei noch eingeschrieben ist, so wird man sie festnehmen „und nach St. Lazarus bringen, wo sie so gut bewacht und so „verborgen sein wird, wie in dem Keller Roth=Arms." — „Aber," entgegnete die Eule, „die Schallerin wird sich nicht „verhaften lassen. Ist sie in dem Wachthause, so wird sie er= „zählen, daß wir sie geraubt hätten und uns anzeigen. Aber „auch angenommen, sie käme in das Gefängniß, so wird sie an „ihre Beschützer schreiben und alles an den Tag bringen." — „Nein, sie wird freiwillig in das Gefängniß gehen", antwortete der Schulmeister, „und schwören, uns gegen Niemanden zu „nennen, weder so lange sie in St. Lazarus ist, noch später; „sie ist mir dies schuldig, denn ich habe Dich gehindert, daß „Du ihr Gesichtchen entstelltest, Eule, und sie bei Roth=Arm „ersäuftest; hätte sie, nachdem sie geschworen, nichts zu sagen, „das Unglück, doch etwas auszuplaudern, so brennen wir „Bouqueval nieder und ermorden alles dort." Dann wendete er sich an mich und sagte: „Entschließe Dich, schwöre was ich „verlange und Du wirst mit dreimonatlichem Gefängnisse davon „kommen; wenn nicht, so überlasse ich Dich der Eule, die Dich „in den Keller Roth=Arms führt, wo Du ertrinken wirst. Ent= „schließe Dich. — Ich weiß, wenn Du schwörst, hältst Du es „auch."

„Und Du hast geschworen?"

„Ach ja, ich fürchtete eben so sehr durch die Eule entstellt, als durch sie in einem Keller ersäuft zu werden. Das kam mir

fürchterlich vor. — Ein andrer Tod würde mir minder schrecklich gewesen sein, und ich hätte vielleicht nicht gesucht, ihm zu entgehen —"

„Welche traurige Gedanken in Deinem Alter!" sprach die Frau von Harville, indem sie die Schallerin verwundert ansah. „Wirst Du nicht glücklich sein, wenn Du, von hier entlassen, Deinen Wohlthätern übergeben bist? — Hat nicht Deine Reue Deine frühere Schuld getilgt?"

„Kann die Vergangenheit getilgt werden? Läßt sich die Vergangenheit vergessen? Tödtet die Reue die Erinnerung?" sprach Marien-Blume in so verzweiflungsvollem Tone, daß Clemence zitterte.

„Aber alle Vergehen werden vergeben, unglückliches Kind."

„Wird die Erinnerung an die Sünde nicht immer schrecklicher, jemehr die Seele sich reiniget, jemehr der Geist sich erhebt? Ach, je höher man steigt, um so tiefer erscheint der Abgrund, aus dem man emporgestiegen ist —"

„Du giebst also alle Hoffnung auf Vergebung auf?"

„Von Seiten der Andern — nein; Ihre Güte beweist mir, daß der Reue nie die Nachsicht fehlt."

„Du allein also willst unbarmherzig gegen Dich sein?"

„Andere werden vergessen und verzeihen können, was ich war. — Ich, Madame, vermag es nie zu vergessen —"

„Du wünschest also bisweilen zu sterben?"

„Bisweilen!" sprach die Schallerin mit bitterm Lächeln. Dann fuhr sie nach kurzer Pause fort: „bisweilen, ja —"

„Und doch fürchtetest Du, durch jene schreckliche Frau entstellt zu werden und hieltest auf Deine Schönheit, arme Kleine? Das beweist, daß das Leben noch einigen Reiz für Dich hat. Fasse also Muth!"

„Es ist vielleicht eine Schwäche, so zu denken, — aber wenn ich schön wäre, wie Sie sagen, so möchte ich schön sterben und im Sterben den Namen meines Wohlthäters aussprechen —"

Die Augen der Frau von Harville füllten sich mit Thränen.

Marien-Blume hatte diese letztern Worte so einfach ge-

sprochen, ihre engelgleichen schmerzlichen Züge und ihr trauriges Lächeln paßten so gut zu ihren Worten, daß man an der Wirklichkeit dieses schrecklichen Wunsches nicht zweifeln konnte.

Die Frau von Harville besaß zu viel Zartgefühl, um das Schreckliche in dem Gedanken der Schallerin nicht nachzuempfinden: „ich werde nie vergessen, was ich gewesen bin" — die fixe Idee, welche Marien-Blume unablässig beherrschen und quälen sollte.

Clemence schämte sich, einen Augenblick den immer so uneigennützigen Edelmuth des Fürsten verkannt zu haben und bedauerte, daß sie sich zu einer Regung thörichter Eifersucht gegen die Schallerin hatte hinreißen lassen, welche ihre Dankbarkeit gegen ihren Beschützer so begeistert aussprach.

Merkwürdiger Weise erhöhete die Bewunderung, welche die arme Gefangene so lebhaft gegen Rudolph äußerte, die große Liebe vielleicht noch mehr, die Clemence gegen ihn immer verheimlichen sollte. Um diesen Gedanken zu entfliehen, sprach sie:

„Ich hoffe, daß Du in Zukunft minder streng gegen Dich selbst sein wirst. — Aber wir wollen jetzt von Deinem Schwure sprechen; ich erkläre mir nun Dein Schweigen — Du wolltest die Elenden nicht anklagen —"

„Obgleich der Schulmeister an meiner Entführung Antheil genommen, hatte er mich doch zwei Mal vertheidiget, — und ich hätte gefürchtet, undankbar zu sein —"

„Du gingst also in den Plan dieser Unmenschen ein?"

„Ja, — ich war so erschrocken. Die Eule holte Roth-Arm; er führte mich in die Hauptwache und sagte, ich hätte mich an seinem Hause herumgetrieben. Man verhaftete mich und brachte mich hierher —"

„Ihre Freunde auf dem Landgute mußten in der schrecklichsten Angst sein!"

„Ach, in meinem ersten Schrecken hatte ich nicht bedacht, daß mein Schwur mich hindern würde, sie zu beruhigen. Das macht mich jetzt so sehr betrübt, aber — nicht wahr, ich kann, ohne meinen Schwur zu brechen, Sie bitten, an Madame Georges in Bouqueval zu schreiben, sie möge um mich unbe-

sorgt sein? Freilich dürfen Sie nicht sagen, wo ich bin, denn ich habe versprochen, dies zu verschweigen."

„Mein Kind, diese Vorsicht wird unnöthig werden, wenn man Dich auf meine Empfehlung begnadiget. Morgen schon sollst Du nach Bouqueval zurückkehren, ohne Deinen Schwur gebrochen zu haben. Dann beräthst Du Dich mit Deinen Wohlthätern, in wie weit Dich der Schwur bindet, zu dem Du gezwungen wurdest."

„Sie glauben, daß ich hoffen dürfte, durch Ihre Güte diesen Ort bald zu verlassen?"

„Du verdienst so viel Theilnahme, daß mir es sicherlich gelingen wird und ich zweifele nicht, daß Du übermorgen Deine Wohlthäter selbst wirst beruhigen können —"

„Mein Gott, wodurch konnte ich so viel Güte verdienen? Wie kann ich dafür dankbar genug sein?"

„Wenn Du fortfährst, Dich so zu betragen, wie jetzt. — Ich bedaure nur, nichts für Deine Zukunft thun zu können, da dieses Glück Deine Freunde sich vorbehalten haben —"

In diesem Augenblicke trat Madame Armand bestürzt herein.

„Frau Marquise," sagte sie zögernd zu Clemence, „es thut mir leid, Ihnen eine solche Nachricht bringen zu müssen —"

„Was ist geschehen?"

„Der Herr Herzog von Lucenay ist unten, — er kommt von Ihnen —"

„Mein Gott! Sie erschrecken mich. Was ist geschehen?"

„Ich weiß es nicht, aber der Herr Herzog überbringt Ihnen, wie er sagt, eine eben so traurige als unvorhergesehene Nachricht. — Er erfuhr bei seiner Gemahlin, der Herzogin, daß Sie hier wären und eilte sogleich hierher —"

„Eine traurige Nachricht!" dachte Frau von Harville. Dann rief sie plötzlich in herzzerreißendem Tone: „meine Tochter! meine Tochter — vielleicht — ach, reden Sie, Madame!"

„Ich weiß von nichts —"

„Ach um der Barmherzigkeit willen, führen Sie mich zu

Lucenay!" rief Frau von Harville, indem sie weinend mit Madame Armand hinausging.

„Arme Mutter!" sprach die Schallerin, indem sie Clemence nachsah ... „Aber nein — es ist unmöglich —; in dem Augenblicke, da sie sich so wohlwollend gegen mich zeigte, sollte sie ein solcher Schlag treffen? Nein, nein, noch einmal, es ist nicht möglich."

— — — — — — — — — — — —

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Sue, Eugène,

Die Geheimnisse von Paris

Bd.: 5

Leipzig 1843

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.L.ex.o.128(2#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11750515-9